Zeitgenossen Chodowieckis

Mit Begleitwort von Olga Amberger





Zeitgenossen Chodowieckis

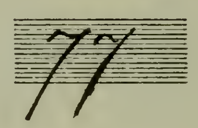
Lose Blätter schweizerischer Buchkunst

Begleitwort von Olga Amberger

Im Rhein=Verlag zu Basel

1921

Einmalige Vorzugsausgabe
in 300 numerierten
Bänden





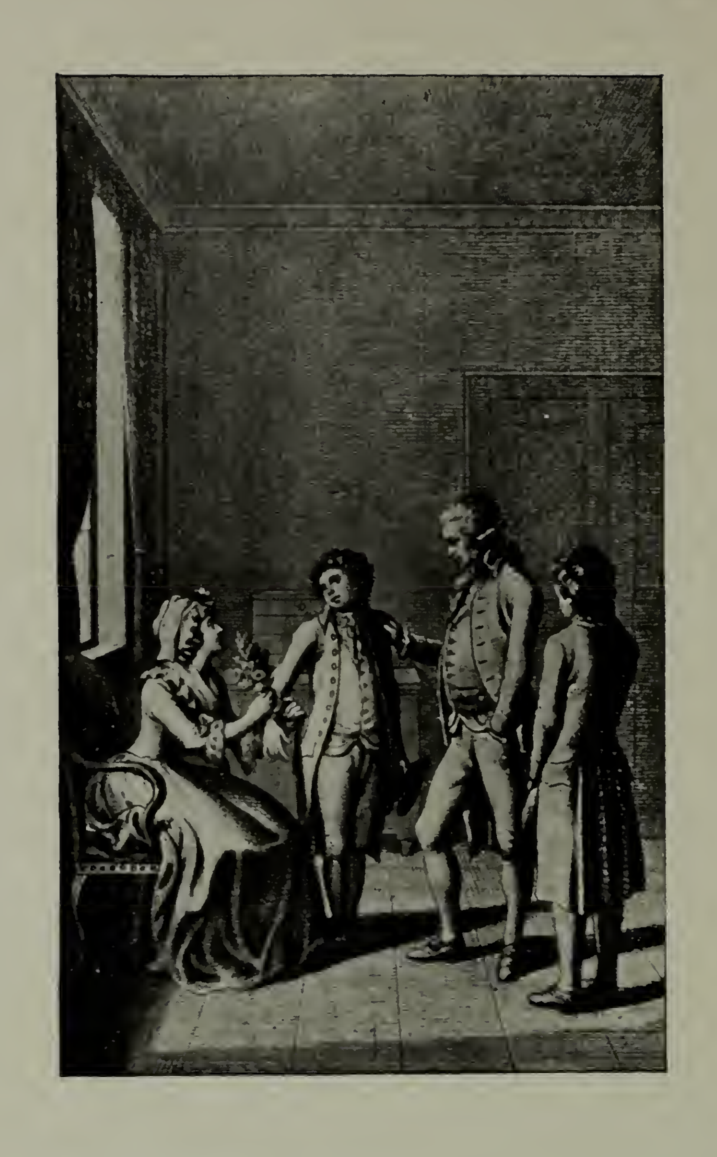
Vorrede

Vom quellenden Überfluß möge hier eine Handvoll Küpferchen bekannter Schweizerkünstler aus Chodowieckis Zeit dem Betrachter wieder nahe gebracht werden. Warum? Um des Vergnügens und des Entzückens willen! Weil jedermann weiß, daß die großen Kleinkünstler aus dem achtzehnten Jahrhundert Köstlichkeiten gestochen haben zu Dichtwerken, Idyllen und Fabeln, empfindsamen Romanen und Abenteuern, in Taschenbücher und Almanache oder in Blätterfolgen. Sie haben jenes tiefere Lächeln, die reizvoll prickelnde Tugend, das unbeschwert heitere Empfinden der Seele im artigsten Bildspiegel gefangen, Antike beschwärmt, Natur ersehnt, Geistigkeit zierlich spielen, die Lebensspur ihrer Zeit blühen lassen. Schlicht, fein und neckisch ernst. Man schaue ihnen hier noch einmal zu!

Dem Zürcher Stecher Joh. Heinrich Lips, der von 1758 bis 1817 lebte, kam zu einer Zeit der Gedanke, die Kupferstecherkunst sei doch im Grunde nichts weiter als eine mühevolle und sklavische Nachahmerin fremder Ideen. Er wollte zur Malerei entschlüpfen. Er ist aber reuig geworden und hat sein Leben lang den Künstlernacken über anderthalb tausend Kupferplatten gebeugt. Ein Meer von Fleiß, Bewegung in Taschenformat, Versenkung kräuselte darin. Zuerst war, wie üblich, ein Kampf um den Beruf mit dem Vater, hier dem Wundarzt in Kloten, auszuhalten gewesen. Die Barbierstube hätte Lipsens Feld geben sollen. Schöne Sprüche und Kränze in Jungmädchenbücher seines Dorfes zu malen, wäre daneben erlaubt geblieben. Doch Lavater, der Immergütige, half mit Gönnerliebe und Rat, wonach ein kurzes Studium beim liebwerten Winterthurer Künstler Schellenberg dem jungen Talente flink die Fertigkeit im Ätzen verlieh. Daheim wurde mit plötzlichem Verständnis ein Zimmerchen für ihn eingerichtet, vier eigene Wände, ein Atelier, wo der Eifrige Blatt über Blatt Menschen- und Tierköpfe, Figürliches zu Lavaters physiognomischen Fragmenten schaffte. An den Zwanzigjährigen schon heftete sich beträchtlicher Ruhm. Man hörte erzählen, wie Künstler und Kunstfreunde auf die Landschaft reisten, um Besuch abzustatten, so der Herzog von Sachsen-Weimar und Herr von Goethe. Natürlich mußte der Wandertrieb auch in Lips selbst hineinfahren. Nach Künstlerbrauch weilte er, begeistert für Raffael, zweimal in Rom. Er genoß dort Goethes freundlichen Umgang. Goethes Empfehlung machte ihn später zum Professor an der Zeichenakademie in Weimar, fünf Jahre lang. 1794 siedelte er wieder nach Zürich. Für Goethes – wie für Wielands und Lavaters – Schriften hat er den Grabstichel gerührt. Goethe konnte einst von der zweiten Schweizerreise sein Singspiel „Jery und Bätely" „völlig fertig

mit nach Deutschland nehmen; die Gebirgsluft, die darinnen weht," notierte er, „empfinde ich noch, wenn mir die Gestalten auf Bühnenbrettern zwischen Leinwand und Pappenfelsen entgegentreten." Lips, dem diese Gebirgsluft heimatlich war, hatte zur Vignette den springenden Punkt des Gedichtes gewählt, als nämlich das von Sprödigkeit erweichte Bätely sich nach dem Ringkampf um die verstauchte Hand Jerys sorgt. Sie eilt, barmherzig geworden, mit Topf und Leinwand aus der Hütte und bittet:
„Komm und zeig mir deine Hand!" – Nachher wird sie ängstlich fragen:
„Kannst du deine Hand noch regen?" um, weil er sie gut bewegen kann, endlich selig zu befehlen:
„Jery, nun so gib sie mir!" . . . .
Ebenso herb und freundlich hatte Lipsens Radiernadel das kleine Zierbild zum Sprechen gebracht.





Romane, Almanache und die Augen gepriesener Leserinnen heischten Bildwerk zu Geschehnissen aus ferner Abenteuergegend, so gut wie aus nächster Herzensnähe. Dem vortrefflichen Zeichner Lips gelang beides. Man wußte es, rühmte es. Verleger und Buchhändler führten ihm Aufträge zu.
So besorgte sein Können auch die Kupfer zu der weit durch drei Bände schweifenden Lebensgeschichte des Idyllendichters Franz Xaver Bronner. Heute mag zuweilen noch dieser in leicht wollüstigem Weihrauch vorgebrachte Schicksalslauf durchblättert werden. Lips gravierte mit zartem Reiz, was Bronners junger Eitelkeit bei seinem Klostereintritt widerfahren war: Die Frau Spitalverwalterin und ihr Eheherr neckten den schüchternen Knaben nämlich lange wegen seiner Jugend, kleinen Statur und seines wenigen Geschickes zum Mönchsstande. Sie war eine hübsche Frau und mochte bereits einigemal bemerkt haben, daß Bronner nicht ungern nach schönen Angesichtern schielte. – Am Ende verteidigte er sich und seinen neuen Stand im Scherze, so gut es gehen wollte; und die artige Frau band ihm, mit tiefforschenden Blicken in seine Augen, einen prächtig glänzenden Strauß (Favor) um seinen rechten Rockärmel. Er wußte nicht, wie ihm war...
Im Titelbild des letzten Bandes illustrierte Lips ein Kapitel der Augsburger Zeit, das überraschende Wiedersehen mit der verheirateten Jugendgeliebten, in Bronners Stil lautend: „... da trat Minchen, huldreich lächelnd, herein und begrüßte mich mit süßen Wünschen. Ich zeigte ihr meine kleine Wirtschaft und ihren Schattenriß, der, über meinem Pulte hängend, mich oft an sie erinnerte... Da zog sie einen zusammengefalteten, durch den Gebrauch ziemlich runzlichten Brief aus dem Busen, wies mir ihn mit einer Ängstlichkeit vor, als wenn sie in Gefahr stünde, von mir desselben beraubt zu werden, drückte ihn geschwind an ihre Lippen und verbarg ihn sorgfältig wieder im Busen. Ich schlang meinen Arm

voll Zärtlichkeit und Rührung um ihre Hüften und drückte sie sanft und feurig an mich ..."

Lipsens Bildfassung betonte die Wendung sanft; das Feurige schmolz im beredten Munde Bronners; ein hübscher Anblick aber wurde die zutrauliche Lieblichkeit der jungen Frau.

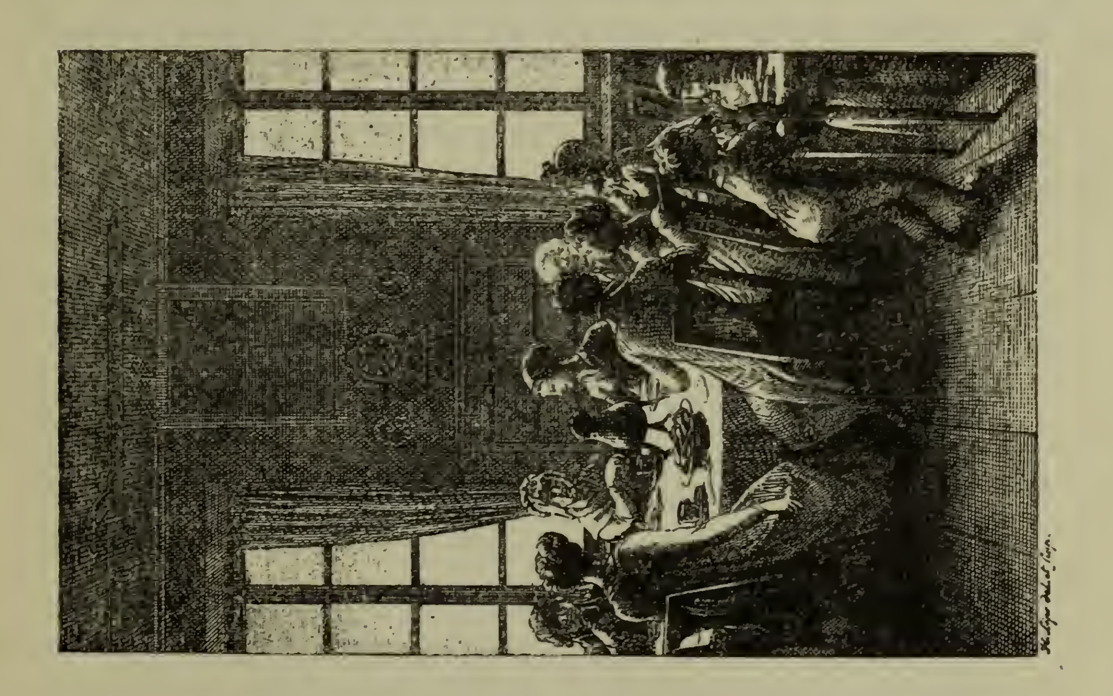


Dem Krauskopf Bronners ohne Perücke könnte Lips in Person begegnet sein, da der entronnene Mönch im Herbst 1785 nach Zürich gelangt war. Schon zur Klosterzeit hatten ihm Salomon Geßners Schriften wie ein führender Stern geschienen. Ein Paradies wurde ihm Geßners Studierzimmer, wo sich die Gelehrten Zürichs versammelten. Mit Geßners mildrichtender Vorrede segelten seine Fischergedichte und Erzählungen aus dem Druck.

Als Schützling Geßners, als Dichter und Sänger wurde der bescheidene Notensetzer, der sich Johann Winfried nannte, in Gesellschaft geladen. Unter Geisteshelden hörte er philosophisch, kritisch abgewogen reden, half er wohl Gemälde bewundern, Verse besprechen, Komplimente verteilen und einheimsen, Malvasier trinken, beschlagene Tabakdosen herumreichen. Ein Gönner hatte ihm einen weißtüchenen Rock mit rosenrotem Taftfutter geschenkt. Zu Füßen von Geßners Frau und Tochter durfte er seine Lieder singen, mit dem Sohn Heinrich schwärmte er auf Spaziergängen herum, und die schöne Frau Schultheß in Hottingen erlaubte ihm sogar, ihr Unterricht im Lautenspiel zu geben. – Darum hatte der Flüchtling, so wie auf der Rundvignette, das Gelände der Limmat mit abgelüpftem Hute innig begrüßt – als Elysium.



Mehr als ein holder Frauenmund lobte: wie zierlich doch Lips ein Interieur auf die Platte ritzen kann! Nicht so genial im Drum und Dran als einzig ein Chodowiecki, aber in reizendem Behagen abgestimmt, wenn er zum Beispiel die Mädchenstube einer jungen Dame poetischer Dinge voll zu zeichnen hatte. Er vergaß nicht den Nelkenstock vor dem Fenster. Oft gebrauchte Bücher lagen auf dem Brett unter dem Spiegel; es schauten Bildnisse berühmter Männer von der Wand. Die Papiere auf dem Schreibtisch waren rein bereit, um sanfte Empfindungen aufzunehmen. An der Decke bemerkte man den Lieblingsvogel im Käfig, in der Wandecke die Gitarre. Das Nähkissen ruhte einen Augenblick, während das Strickzeug nahe zur Hand war. Überall Zeichen von Geist, Verstand, häuslicher Tugend umher! Oh, welch ein fürtreffliches Frauenzimmer mußte da wohnen! Sie saß unter dem Lichtstrahl der hohen Scheiben im niedlichsten Kleide. Sie hatte den Tisch an den hellen Tag gerückt, die Umhänge zurückgeschoben und tuschte, bestaunt vom aufwartenden Schoßhündchen, Figuren auf ein Blatt. Waren es Blumen, Schmetterlinge? Hieß sie Eleonore, Amanda, Klärchen? . . .
Nun, der entzückende Stich war nichts anderes als der Titelkupfer zu einem moralischen Unterhaltungsbuch von Jakob Glatz.
Zum andern Kupfer dieser Seite hatte J. G. Jakobi, der Freund Gleims, eine Betrachtung erdacht, und zwar in seinem Taschenbuche der „Iris" auf das Schaltjahr 1804. „Der kürzeste Tag", so benannte er Worte und Stich und plauderte dabei von einer Freundin. Natürlich! Es war aber eine betagte und kluge Dame. Sie pflegte auf jeden Thomastagabend eine Gesellschaft zu sich zu bitten, um in angenehmer Zerstreuung mit Hausgenossen, Freunden und Freundinnen der längsten aller Winternächte ein Stück vorwegzunehmen. Goldene Lebenskunst einer genießenden Seele! Lips läßt die gescheite Frau unter ihren Gästen sitzen in



der Faltenhaube. Hinter ihr verhüllen die stillen Scheiben das Wintertreiben draußen. Die Festenden scherzen, flüstern über den Alltag. Auch Bube und Mädchen am Kindertisch stehen im Duft erquicklicher Schokolade und süßen Gebäckes. Groß und klein erlebt in Heiterkeit die gesellige Stunde. Ein wenig ernste Gefühlsseligkeit, ein bißchen geistvolle Wärme hat Lips dem Stiche mit eingeätzt. Das Licht bleibt auf der Tischrunde, der Raum füllt sich mit bedacht hingesetzten Figuren. Als Komposition gab das ein Küpferchen von anmutsvoller Herzlichkeit.

Einmal hatte der Malerdichter Joh. Martin Usteri, der immer etwas zu zeichnen, zu dichten, zu singen, zu spaßen wußte, den Einfall, Dichter-Epigramme mit satirischen Zeichnungen zu salzen. Lips sollte die gewürzte Reihe in Kupfer stechen zur Herausgabe. Allein die Zeitläufte der Revolution von 1798 schnitten die Ausführung grausam ab. Nur fünf Blätter wurden wirklich fertige Abzüge voll Hohn und Scherz über das Lächerige an der Figur Mensch. Usteri fand den Zweizeiler:

Heil dir, du heiliges, du theures Kirchenlicht,
Leucht' uns noch lange Zeit! — am Talge fehlts dir nicht.

Er setzte sich hin und umriß, was Lips nachschaffend auf die Ätzfläche übertrug, diesen schwammigen Pfarrherrn nämlich, der seinen runden Leib ins Kanzelholz hineinquetschen mußte, dem die dreifachen Hängewangen den Atem im kurzen Hals vergruben, der die gepolsterte Hand auf das Fettherz drückte und die dicke Rechte von Sattheit triefen ließ. Die lustige Laune



M. Usteri del. H. Lips sculp.





M. Usteri del. H. Lips sculp.

Usteris schob das, bescheidenen Geist predigende, Vollgesicht gar vor die Mitte der Fensterrosette. War es ein Rätsel, was die Zier auf dem Kanzelbrett noch dazu bedeuten wollte?
Ein andermal liefen Usteri die Empfindungen eines Juden beim Untergang der Sonne gerade recht unter den witzigen Stift. Er zog ihn an die Helle, den schäbigen Rechner, dem das Wuchergewerbe aus allen Rocktaschen schaute, wie er mitten auf dem Weg seine harte Kinnlade anfaßte und in das Gestirn starrte, indem er über die Zähne hinausneidete:

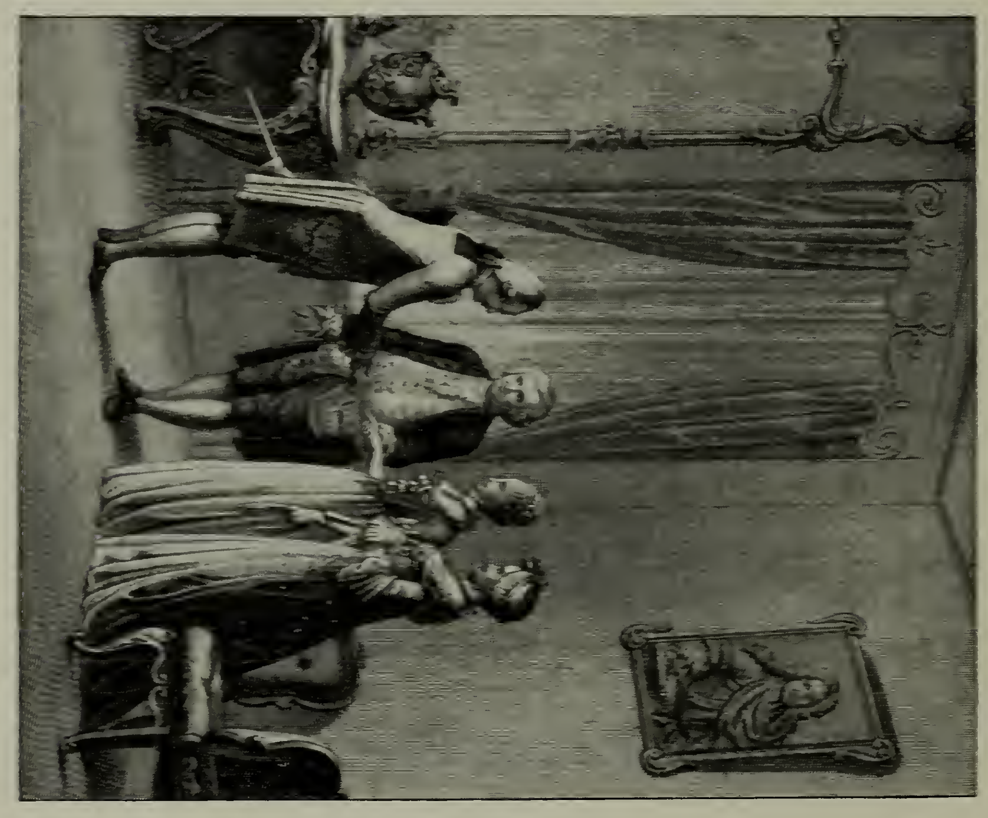
Unabgenutzt behält sie Glanz und Schein;
Daß muß ebs rares von Vergoldung seyn.

Und Lips hat den begehrlichen Fuchsgeiz in Schärfe herausgemeißelt, gleichwie die trübselige Gestalt, mager wie ein Kirchturm, den dürren Geistlichen, dem man Hand und Hut, Beutel und Magen füllen sollte.
Ach, der feinmuntere Usteri hatte Kopf und Fingerspitzen stets voll Bilder! Schon in der Schule schnörkelte er Fratzengesichter in die Hefte. Er unterstand sich, auf dem Schreibstuhl in der väterlichen Handelsstube Karikaturen über die Buchseiten hinzustreuen. Während seiner Auslandsreise, mit Freunden nebst Bedienten im eigenen Wagen, schmückte er das Skizzenbuch aus. Zwar wagte er nicht, in Berlin seine besten Entwürfe vor Chodowiecki, den er dort traf, auszulegen. Die Briefe nach Hause aber beblümte er mit Federzeichnungen. Er tuschte, schraffierte mit der Feder, kolorierte mit dem Pinsel. Später, in grauen Zürcher Ratssitzungen, warf sein Griffel spitzbübisch allerlei ratsherrliche Erscheinungen auf den Schiefertisch. Er übertrug sie heimlich in sein kleines Heft zu nützlicher Verwendung; überallhin wanderte sein „Spazierbüechli" mit ihm. Witz und Geschmack der Seele, Freundschaft, ewige Gefühle tauschte er mit den Kunstgenossen aus in der Zürcherischen Künstlergesellschaft, die er mit

dem Liede: „Freut euch des Lebens" beschenkt hatte. Sein Gedanke war das kameradschaftliche Malerbuch, glänzender noch seine Gründung der Allgemeinen schweizerischen Künstlergesellschaft in Zofingen an einem Frühlingstag des Jahres 1806. Allenthalben ergötzte sein Sängermund. Die „Künstlerlieder" sammelte er. Harmlos gute, frische Früchte schöner Geister! Ein liebreizendes Bändchen! Ja, er versuchte sich selbst im Radieren, um Vignetten einflechten zu können. Solch ein artiges Sächelchen brachte er zustande wie den armen, bezopften Künstler, der den Hund des Gönners mit Bückling und Vortritt durch das Parktor beehrt; denn: Künstler, bück dich tief vor den Magnaten, vor ihrem Wappen, ihrem Schild, vor ihrer Launen Legion, dann wird's dir wohl ergehn, mein Sohn! Und aus Usteris Lied von der Sehnsucht des Malers – – nach dem Esel mit Geldsäcken . . . . seufzte es:

Mit Reverenz und Schmeichelei'n
Such' ich Mäzenengüte;
Was bringt mir das Scharringgeln ein?
Zerrißne Schuh und Hüte!





Der frohgemute Zeichner Usteri vermochte auch zu sanften und ernsten Empfindungen zu stimmen, wofür er ein wenig vergöttert wurde. Er brauchte nur ein häusliches Schauspiel verflossener Jahrhunderte zart und haarscharf auszumalen wie seinen Gemäldezyklus „Muttertreu", so flog ihm gleich ein Begeisterungsstürmlein entgegen. Die Liebhaber der Künste bewunderten die Naturtreue seines Pinsels. Auf sein geschichtliches Wissen konnte man sich verlassen. Er webte und schaffte unter altmodigem Hausrat, Spinden, Truhen, Kunstwerken und zwischen seinen gesammelten Glasgemälden. Stundenlang suchte er auf der Zürcher Stadtbibliothek in staubverwischten Handschriften herum. Kein Wunder, daß er zu vielen Zürcher Neujahrsblättern den historischen Bildschmuck zeichnete. Sein Neujahrskupfer für die Chorherrengesellschaft von 1805 stellte dar, wie Zürcher Kinder aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ihre Stubenhitzen heimkramen. Stubenhitzen? Was der Zürcher weiß, kennt noch nicht jeder. Die Zürcher Bürger gesellten sich einstens auf ihren Zunftstuben zu Umgang und Beratung an Winterabenden zusammen. Ein paar Batzen für die Einheizkosten, die Stubenhitzen, ließen sie an jedem Berchtoldstag durch ihre Kinder abgeben. Dann erhielten die Kleinen Backwerk, später aber Hefte mit Schilderungen aus Vaterlandskunde und Kulturgeschichte und mit Kupfern ausgestattet. Der Berchtoldstag war, blieb – und bleibt – ein Tag der Lustbarkeit für alt und jung, zu Hause, auf dem Schlittweg, in den Visiten.

Usteri öffnet uns eine ziemlich vornehme Stube. Die Kinder im Staatskleid sind wohl heimgestürmt, um der Mutter das Neujahrsstück zu zeigen. Gefühlvoll heißt es „Tempel der Unschuld". Der Bube hat gleich Federhut, Pelzhandschuhe und das Stöcklein mit der Quaste abgelegt. Es zeigt sich, daß sein Haar gekräuselt und gepudert ist. Das Mädchen ist eine niedliche Demoi=

selle von fünf Jahren. Die Mutter sitzt da im Besuchsgewand. Über ihrem Sessel hängt, in den geschnitzten Goldrahmen eingeschlossen, das Bildnis ihrer Großmutter. Sie ließ sich in der Kirchentracht malen und trägt das Psalmbuch in der Hand. Mit jedem Gerät und Ding, noch mit den Bildern der Büfettfüllung, will Usteri die Anschauung vertiefen. Der Kupfer aber ist von einem Schüler Lipsens, dem bescheidenen Talente Matthias Landolt, nach bestem Vermögen gestochen worden.
Ein Familienbild, worin sich wieder Usteri und Lips ergänzten, spendete das Neujahrsblatt der Stadtbibliothek vom Jahre 1809 an die Tugend und Wissenschaft liebende Jugend. Usteri, der Mann aus vornehmer Familie, kannte den Eindruck des in steifem Zeremoniell abgezirkelten, wichtigen und holden Augenblickes, da ein Vater seine Tochter dem Freier verlobt. Usteri war der erste Tänzer in Gesellschaft, den Damen gegenüber ein ritterlicher Schwärmer. Nie anders als im Puderzopf, dem farbigen Frack, den silberbeschnallten Schuhen, mit dem Dreieckhut im Arm. Er hatte alle Grazien des Rokoko in Schnörkel, Spiegel, Seidenwesten, Degen, Blumen, Fächer, Augenspiel und Menschen seiner Zeichnung hineinschweben lassen. Lipsens Feingefühl wußte das alles nachzuspüren, auszufeilen. – Nicht, daß Lips nicht auch selbst das Konterfei einer gespreizten Schönen lachend entwerfen konnte! Schäferliche Komik kitzelt durch die Rundvignette hier unten: Was geschieht denn da? . . .

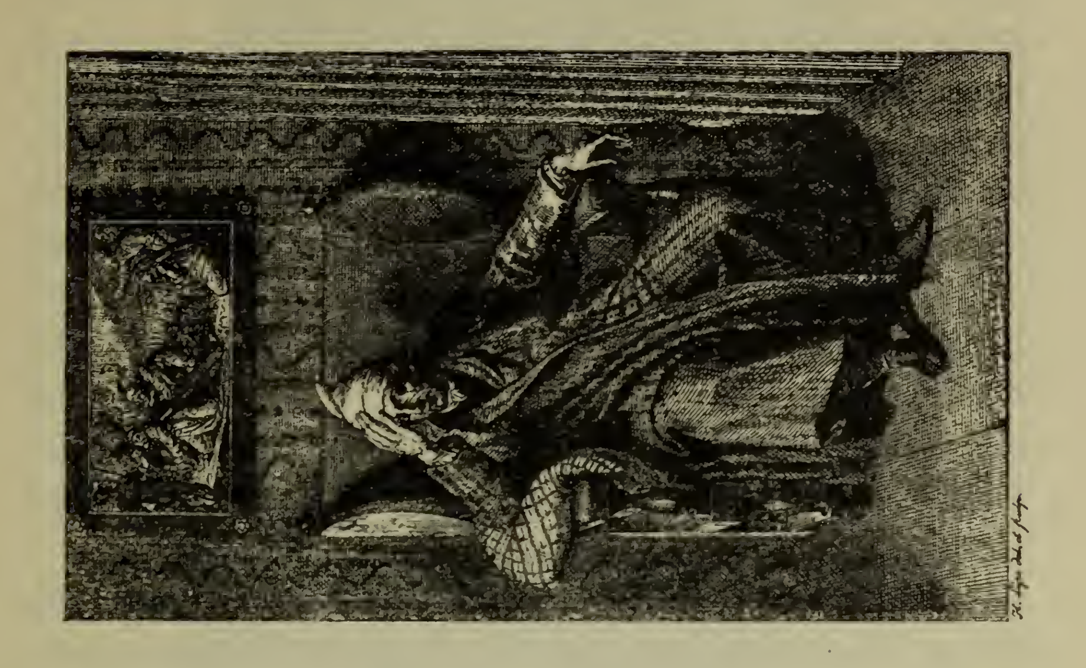


Der gewichtige Mund Lavaters hatte die ersten Versuche des jungen Lips als Urkunden des Talentes beglaubigt. Vom Pfarrvikar Leonhard Brennwald, den Lipsens Knabenfreundschaft umstrahlte, war der zeichnende Jüngling zu Lavater hingeführt worden. Der Menschenforscher wußte die Begabung sogleich mitten in seinen physiognomischen Notizen zum Fließen zu bringen. Er versorgte den Künstlerjüngling mit Aufträgen, löhnte sie auch. Unter dem sanftlodernden Drang des Verehrten wuchs Lips täglich und augenscheinlich Schritt für Schritt. Und wenn auch Neider und Verleumder das aufkeimende Genie wie ein Insekt zu zerknicken sich bemühen wollten, – mochten sie! Lavater setzte tausend gegen eins, der junge Zeichner werde Mann – und einmal Raffael oder Dürer sein.
Nichts, was der Künstlerbiograph Joh. Kasp. Füßli ihm anriet zur Förderung dieses Lieblings, dem die Füßlischen Kunstschätze zum Studium sich auftaten, versäumte Lavater. So schaffte er die Blätter von La Fage und P. Testa an, damit Lips sie bis zum Auswendigkönnen nachzeichne. Es weilte der Londoner Maler Füßli in Zürich. Lavater lenkte ihn auf Lips. Füßli geriet in Verwunderung über den Begabten. Lips aber berauschte sich staunend hingerissen an Füßlis wildkrausen Werken und begab sich selbst in allerlei heftige Visionen der Phantasie. Hier rührte sich Künstlernatur. Lavater aber hielt nicht zurück zu prophezeien: „Seine Werke werden reden – und wenn er einmal durch Reisen und Umgang mit Künstlern ganz reif geworden ist, so wird er in seiner ganzen Kraft dastehen, und seine Arbeiten werden die Cabinetter der Fürsten zieren." Umgang durfte Lips denn auch im Salon von Lavaters Freundin, der Frau Bäbe Schultheß im Schönenhof, pflegen. Und die Auslandsreise erleichterte ihm Lavater. Begreiflich, daß Lips den hohen Geistesfreund durch Künstlertat verehrte. Er hat seine Messiade mit Kupfern verschönt, er stach sein

Bildnis nach Tischbein, er hat einen Stich seines Denkmales herausgegeben. Da sein Ölgemälde von Lavater und dessen Sohn Zustimmung erweckte, führte er eine Gravüre aus danach. Der kluge, fromme Feuerkopf, Erfahrung im Auge, Vielwissen um die Lippen, wandelt am Arm seines allein ihm am Leben gebliebenen Sohnes Joh. Heinrich, des nachherigen Arzneikundedoktors. Sollte der dargestellte Spaziergang aus den Tagen herrühren, ehe der Sohn an die hohe Schule zu Göttingen zog! Man dächte sich das so gerne aus, wie der Vater, Ehrfurcht um sich verbreitend, dem jungen Menschen in mildkräftiger und innigsüßer Weise zuredet, was er ihm auch in Briefen schrieb, daß man stets selber prüfen, denken solle, da das Aufgeschwatzte miserables Flitter sei und nur Selbstgedachtes, das zur Überzeugung werde, Früchte trage. –

Sogar in der Verschwiegenheit eines Krankensessels hat Lips seinen Lavater gefeiert, so daß man sich Lavaters persönliche Worte, „Stellung, Gebärdung, Kleidung, alles an dem Menschen ist physiognomisch", zu eigen nehmen möchte. Er grübelt, denkt, überlegt, philosophiert hier leidend noch. Es ist, als ob sein geistvoll fahrig Wesen, die herrisch in Idealen schwelgende Seele durch die bewegungsreiche Ruhe seiner Gestalt, durch Hell und Dunkel von Schlafrock, Polster, Kissen und das Geschlängel der Wandbespannung herausdringe, während der ganze Hitzkopf in den Schmerzensstuhl gebannt ist. Unter das Bild der Kreuztragung Christi. Das ist der berühmte Mann, der Aufmerksamkeit erregt, anzieht, abstößt, festhält. Dieser außerordentliche und herzenseinfältige Mensch! Feingefühl, Sorgfalt und Liebe haben Lipsens Stichel beseelt zur Plastik dieses Bildnisses, damit es werde wie eine gute Predigt Lavaters.

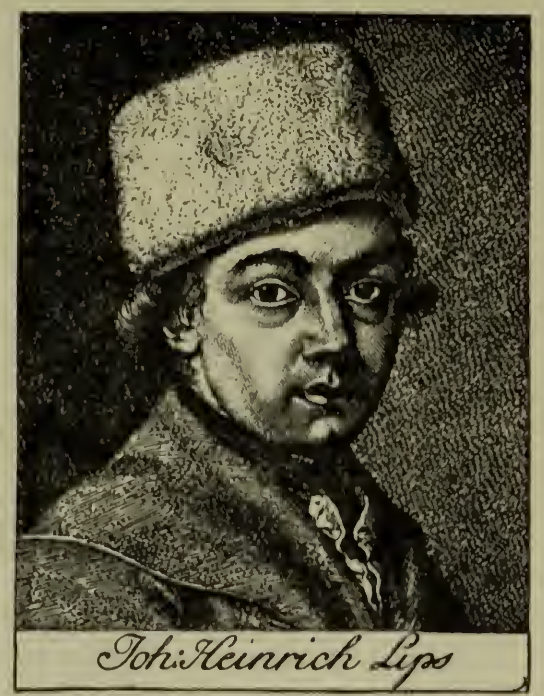
* * *

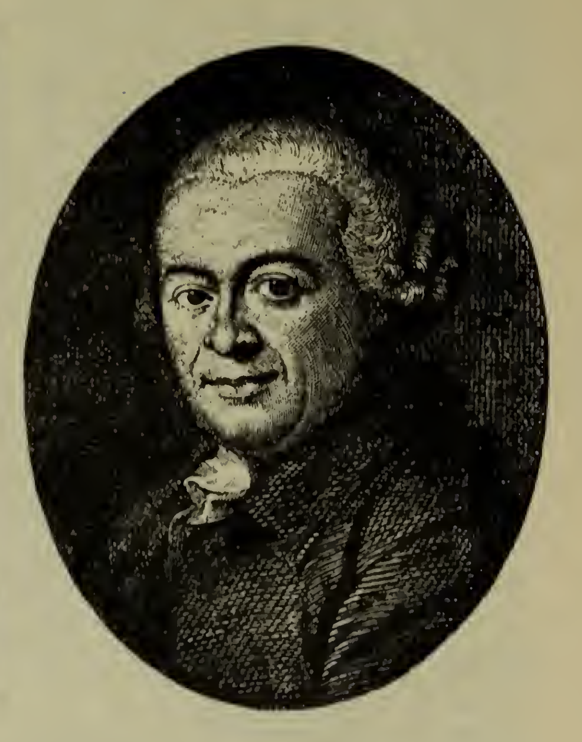




In die Galerie seiner physiognomischen Fragmente hatte Lavater schon im Jahre 1776 Lipsens treuherzig runden Knabenkopf eingefügt und sich ein angenehmes Schauspiel geschaffen, aus dem zarten, feinen, jungfräulichen Gesicht Festigkeit und Bestimmtheit für den Zeichner herauszulesen. Ja, die Physiognomie, Mutter der Menschenfreude und Gerechtigkeit und Liebe, wurde ihm bei jenem von Lips selbst nach G. F. Schmoll gestochenen Bildnis aufs neue wichtig und heilig. „Ich meyne, es ist ein Gesicht voll Physiognomie," schwatzte der Nieerschöpfliche entflammt; „... ich meyne, der Jüngling kann beobachten und – beobachtet. Ich meyne, das Aug' ist Aug'. Es ergreift ohne Anstrengung sein Objekt ..." – Er konnte nicht anders, er mußte weissagen, Lips werde in wenigen Jahren ein zweiter Chodowiecki sein.
Und Lips hat wirklich in seinem Lebenslauf mehr als hundertfünfzig Objekte genial leicht ergriffen, Köpfe und Mienen beobachtet, charakterisiert im Porträt. Auch sich selbst. Da spricht ein späteres Jugendbildnis. Die lockere Mütze verfeinert den freundlichen Kopf äußerlich zum Künstlerhaupt. Schief sitzt sie als Malermütze. Die Haarlocken rollen sich über den Ohren. Die Augen scheinen klug und klar heraus unter dem Rundbogen starker Brauen. Der Mund ist geschwellt, das Kinn gutmütig klein gewölbt. In einem Altersbild hat sich durch überlegenes Emporlüpfen der Mundwinkel ein Faden Ironie auf diese Lippen gelagert. Wie sahen wohl seine Hände aus?
Zur Rechten und zur Linken Lipsens noch zwei Künstler: der holdeste Graphiker des achtzehnten Jahrhunderts, Salomon Geßner und – Pariser Schweizerluft, Sigmund Freudenbergers eleganter Kopf.


H. Lips sculp.


Joh: Heinrich Lips



Für die von J. G. Jakobi bei Orell, Füßli & Comp. zu Zürich verlegten Taschenbücher der „Iris“ hat Lips von 1803 bis 1808 neunzehn Blätter gestochen. Sie umzauberten Allegorien, Lebensabrisse, Reisebriefe, Betrachtungen. Und schöne Frauenhände liebten es, solche romantische Dinge aus dem Buchfutteral zu ziehen und mit Wonne auszuschlürfen. Mitzitterndem Entzücken konnte man Entdeckungsreisen in Wunderländer auf dem Papier begleiten. Robinsonaden verfolgen – welch schönste Genüsse! Es gab lauschende Herzen wie geschwellte Segel, leuchtende Augen wie Glückssterne über Wanderern. Ein Geschichtsforscher an der Universität Freiburg hatte das Brieffragment eines jungen französischen Seeoffiziers übersetzt für den Taschenkalender von 1804. Der Meerfahrer entschleierte darin mit fühlender Hand die Hungersnot an der Küste von Koromandel. Er erlebte dort, wie er blutenden Herzens schrieb, daß die Negermütter in der Verzweiflung des Hungerelendes den fremden Reisenden anflehten, ihnen ihre Kinder abzukaufen... Lips, der in Zürich an seinem Künstlertische saß, vermochte das Rudel dieser niegesehenen schwarzen Frauen und Kinder durch sein Anordnungstalent, sein anatomisches Wissen anschaulich sicher hinzustellen.

Mit zwei anderen Stichen desselben Iris-Jahrganges hatte er eine literarische Besprechung schmackhaft zu machen, die kritische Vergleichung zweier Reisebücher, die zu jener Zeit keinem Menschen unbekannt waren. Selbst Roman-Leserinnen und Leser genossen die Schicksale des liebenswürdigen französischen Weltwanderers Le Vaillant und des schlicht edeln Engländers Mungo Park als ein merkwürdiges Vergnügen. Mit Mungo Park gelangte man in das Innere von Afrika. Welch ein Jubel, als er, nach allem, was er gelitten und verloren hatte, den großen Gegenstand seiner Sendung, den majestätischen Niger, in der Morgensonne schimmernd und langsam nach Osten fließend sah, gleichwie







Lips es in seinem Taschenbilde künstlerisch verkündet. Welche Erschütterung, als Mungo Park nach dem Rückzug grausamer Räuber, die ihn kahl entblößt hatten, mutterseelenallein in einer ungeheuren Wildnis erschöpft hingeschleudert blieb! Welche Hochachtung für den Redlichen, da ein kleines Moos seine Aufmerksamkeit auf sich lenkte und sein verlassenes Gemüt Trost und Zuversicht aus der Vollkommenheit dieser Pflanze, nicht größer als seine Fingerspitze, einsog!
Fieber des gelinden Schauers, mitzagenden Schreckens, aufatmende freudige Verwunderung, manche weiche Träne, das muß ja der seelenrührende Erfolg von Lipsens interessanten Küpferchen gewesen sein! Damals aber sprach das Urteil klipp und klar, in Absicht auf die äußere Zier dürfe dieses Taschenbuch der „Iris" mit seinen besten Nebenbuhlern wetteifern, indem es vorzüglich geeignet sei, die ärgerlichen Sudeleien des meisten übrigen Almanachtrosses für das Jahr des Heils 1804 schädeltreffend zu beschämen. Man konnte nichts Trefflicheres wünschen!



Oft hat Lips die fröhlich bewegten Zeichnungen eines Franz Niklaus König nachgestochen, wenn der Berner Künstler unter der Neigung seiner Zeit zu Natur, Alpen, Bauernsame so flink, so geschickt ein poetisches Volksbildchen hinzuwerfen wußte. In der Lieblichkeit ihres Temperamentes belebten sich die Helvetischen Almanache, die „Alpenrosen", die schöne Literatur. Ein Helvetischer Almanach überraschte jedesmal durch kenntnisfrohe Schilderung einer Schweizergegend, mit schwarzen und illu-



Schweizerische Bauernhochzeit.

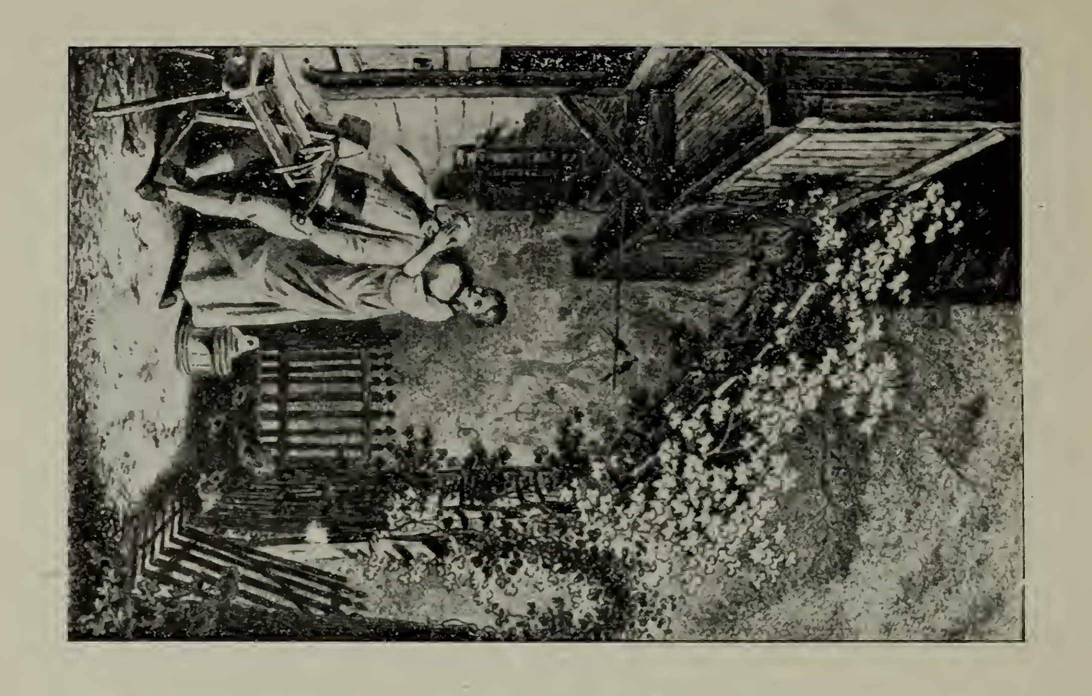
minierten Kupfern. Der Jahrgang 1802 führte lauter Stiche aus dem Bernbiet mit sich. Das Titelblatt, in der ersten Neugier aufgeschlagen, zeigte eine schweizerische Bauernhochzeit, von König gezeichnet, von Lips geätzt. Belauschen wir den einstigen Betrachter, wie er ausrief: „Welch glückliches Völkchen! Hochzeitsschmaus unter dem Strohdach, worauf die Turteltauben rasten, Tänzchen im Freien, goldener Festtag der Sterblichen! Möchte der Lebensweg des jungen Paares, mit zärtlichem Kosen begonnen, durch Rosenlauben sich hinziehen! Schon ist der Reigen im Gang. Das hübsche Ehepaar tut zuvorderst mit. Die mächtige Baßgeige,

der linkshändige Fiedler lassen Zaubertöne hören. In der Tenne halb verborgen sitzen vertieft ihrer Zwei. Lachende Paare schwingen sich noch auf dem schmucklosen Tanzboden. Der alte Vater im Silberbart denkt zuschauend sein Teil..." Man könnte sogleich in ähnliche Entdeckungen hineingeraten und ein kriegerisches Entzücken finden darüber, daß die Künstlerharmonie König-Lips auch den Aufzug des weiblichen Landsturmes im mutig muntersten Liliputformat entrollte.



Der Landsturm

Dem Helvetischen Almanach von 1803 zum Preise des Zürichgaus steuerte König eigenhändig eine Reiseplauderei, versinnlicht in graziösen Radierungen. Er fuhr von Interlaken nach Zürich. Da konnte er es nicht unterlassen, die berühmte Promenade auf dem grünen Schützenplatze, wo die Zürcherwelt ihr sommerliches Rendez-vous hielt, aufzunehmen. An einem schönen Morgen entwarf er den Platz und am Abend die Figuren. Nach dem Leben also. Er war so liebenswürdig, die um die Lindenstämme sich windenden Rundbänke nicht zu besetzen. Sie hießen die Spötterbänke. Er beteuerte auch, es sei bloß natürliche, nicht boshafte



Charakteristik, daß er auf seinem Kupfer die Frauenzimmer hüben und die Cavaliers drüben wandeln und ausruhen lasse. Er flunkerte nicht. So war es Übung und allgemeiner Geschmack beim sonntäglichen Abendspaziergang. Die buntröckigen Herren sollten nur ein sicher gezieltes Augenwinken zu den schlanken Damen hinüber wagen dürfen. Dennoch! Kein großer Mann, keine auserwählte Frau in Zürich, die nicht an den Assembleen teilgenommen auf der Schützenpromenade, um von aller Gattung des Schönen in Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft mit heiterem Wohlgefallen sich zu unterhalten. Einzig die hohen Baumkronen waren in jede Herzensgeschichte eingeweiht und wußten von huschenden Liebesgöttern, flatternden Blumenbändern, gaukelndem Flötenspiel der Dichtung hier, wo das Denkmal Salomon Geßners durch rieselnde Trauerweiden versilbert wurde.

Zum selben Almanach radierte König als Titelblatt das Freudengewimmel einer Weinlese am Zürichsee. Ein Dichter sprach sein Wort dazu. Wer würde heute 450 Verse dichten und nur die Initialen darunterfügen? Also tat der künstefrohe David Heß, als er sein Idyll, das er schon im Weinmonat 1791 als Unterleutnant im Haag vollendet hatte, dem Helvetischen Almanach für das Jahr 1803 übergab. Er kannte die Herbstgenüsse, grün, golden, blau am kristallenen See von schmeichlerischen Jünglingsferientagen her. Er besingt daher die süße Traube mit dem Gruß: „Dein Saft erfreut die sinkende Seele, stärkt zu männlicher Tat und stimmt zu erhabner Begeisterung. Dichterfreundin ....“ Er schließt das Winzervergnügen mit einem Jauchzen auf. Vom Hügel bringen Männer taubenetzte Trauben in die knarrende Kelter, Mädchen warten mit vollgepflückten Kübeln, alles im Landgut, Herr, Knecht, Dirn und Mamsell ist herbstlich beschäftigt, den Segen des Himmels zu sammeln. Die Arbeit geht in den blauen Abend hinein. Sang, Schmaus und Spiel reihen sich

bis gegen Mitternacht, bis Jüngling und Jungfer am Gitter heißen Abschied nehmen. Aus der ganzen ländlichen Dichtung hat König jeden ergötzlichen Ton in sein Bildchen unter das Weingelände am See hineinsprudeln lassen. So griff einst auf Duodezblättern eine schöne Kleinkunst in die andere über. Aus schweizerischer Künstlergemeinschaft erwuchs auch der neue vaterländische Almanach „Alpenrosen", der ein bißchen von der Heimat plaudern und mit seinem Bröcklein Hausverstand und Natursinn zwischen den Bällen und Spielpartien, oder auch zwischen Denken und Arbeit eine unschuldige und aufheiternde Abwechslung machen wollte. Dann trat einer der Berner Herausgeber, Professor J. R. Wyß, als Reisedichter auf. Er reiste, wie man reisen soll, im Schweizer Hirtenland, begegnete in einem niedlichen Berner Oberlandhäuschen einem süßherzigen Mädchen, bekam Milch und Brot auf einem blumigen Teller aufgetischt und belauschte hinter dem Stubenfenster ungesehen Vater und Mutter, Tochter und zwei rotwangige Kinder beim Mittagmahl in der offenen Laube. Er hörte den Landmann seine trübsalbeschwerte Geschichte mit zufriedenem Endziel erzählen. Schnell nahm er seinen Bleistift und entwarf die Szene flüchtig auf ein Blatt, legte das Vierfache für die genossene Milch auf den Tisch und ging still davon nach Interlaken und von da nach Unterseen, wo Freund König ihm die Szene malerisch ins Reine zeichnete und so ihm ein angenehmes Denkmal einer unvergeßlichen Stunde gab, in sein Tagebuch, das er dem ersten Jahrgang der „Alpenrosen" einpflanzte. Doch hatte König als Künstler, um sein Blatt als ein geschlossenes Ganzes hinzustellen, die Unterschrift hinzugesetzt: „Der Mittag auf dem Lande". Und so mochte sie für die große Welt – das war die dankbar genügsame Leserwelt der „Alpenrosen" – auch stehen bleiben. –

König wäre kein Künstler, wenn er nicht ein schalkhafter Geist ge-

wesen wäre. Könnte nicht ein Stich wie jener von der Liebe bei der Schnitzelbank es blühend bezeugen! Die kleine Begebenheit heischt keine Erhellung. Die sonnige Feinheit, Freiheit, Munterkeit der Radiernadel glitzert von selbst aus dem flockigen, lustigen, traulichen Küpferchen heraus!

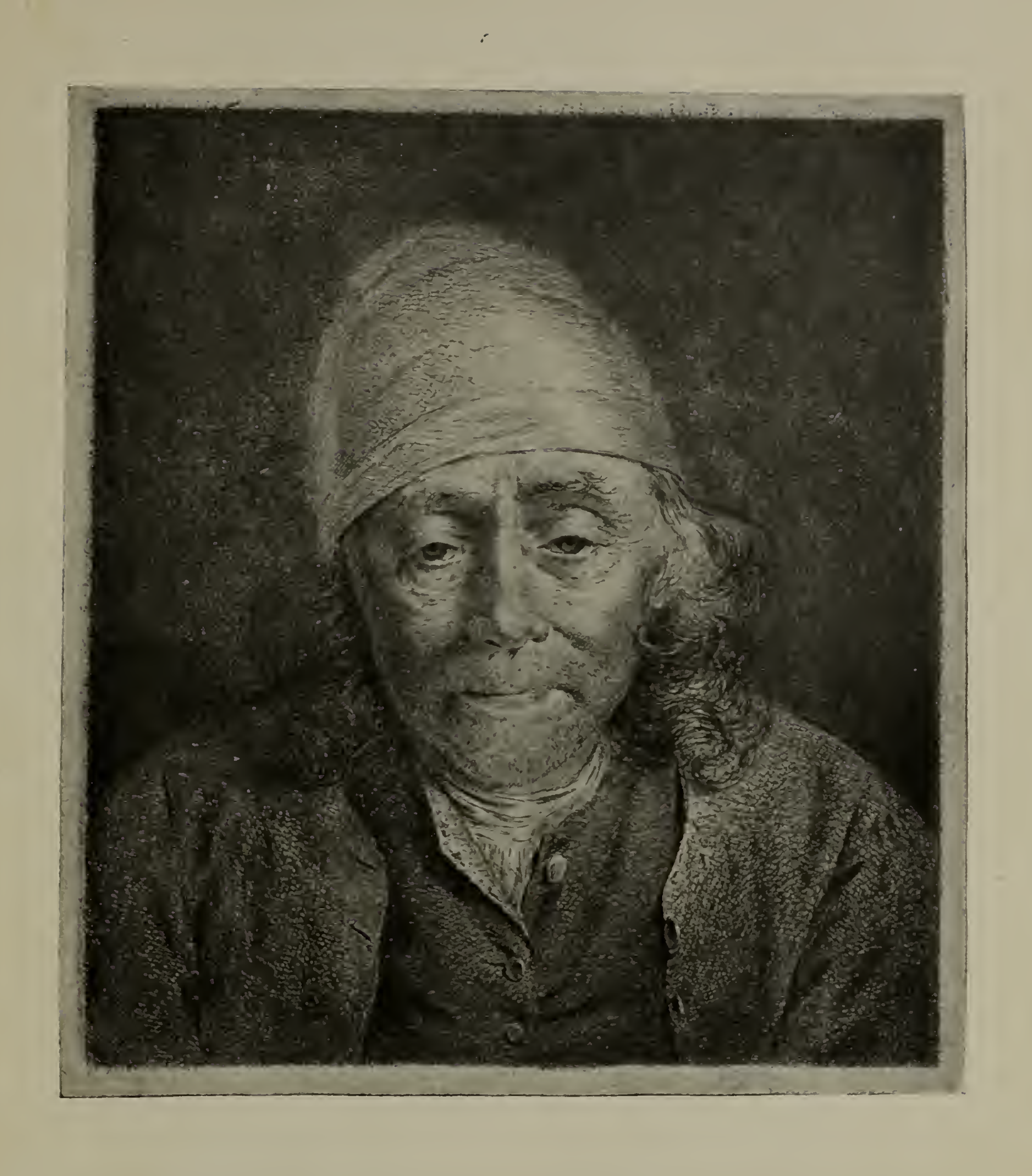


Der Tausendkünstler hat Geist in den Fingerspitzen wie ein Dämon ..." so begann Sigmund von Wagner, der es als Berner Kunstkenner wissen mußte, einen Briefsatz an den Freund David Heß. Wahr, klar und bekannt, daß König ein aufgeräumter, rascher, witziger Gesellschafter war, Jäger, Fischer, Offizier, Musikliebhaber und aus allem heraus eine vielschillernde Künstlerseele. Und außerdem, welch zauberische Lichtschirme er erfand und die farbigen Wunder der transparenten Gemälde, die er auf seinen Kunstreisen in der Schweiz, in Frankreich und Deutschland mit Gewinn und Anerkennung vorzeigte. Die Tagebuchbriefe möchten so viel berichten!

Er scheint ein Quecksilber im Schaffen gewesen zu sein, und zwar in der Ölmalerei, in Gouache, mit Bleifeder und Kreide, auf Kupfer, in Aquatinta, in Aquarell; er lithographierte und radierte.

Lithographiert hat er solch ein Kunstblatt wie das Haslitalermädchen, das mit der umschimmerten Hand die brennende Kerze schützt. Da leuchten Wirkungen aus duftendem Lichtschein und wohlweislichen Schatten, daß man von göttlicher Meisterschaft, die König stets nahe umtändelt hat, reden wollte. Und radiert hat seine Hand eine Platte, wie die von der strichscharfen Mannesmiene zwischen den alten, fettigen Locken. Oh, König ergriff es, wie die Härchen um den simplen Mund, die eingedrückte Oberlippe, die blöden Augendeckel den Musterkopf eines Erzschlauen herausstrichen!

König war der Sohn eines Flachmalers, der Meistergeselle seines Vaters, ein Schüler und Freund Freudenbergers. Gleich seine ersten Darstellungen von ländlichen Szenen und Volkstrachten machten ihn bekannt. Sigmund von Wagner soll nicht leicht jemand gekannt haben, der in allem das Gute und besonders das Gefällige so geschwind und so innig auffing und fühlte, wie König. Während der allen Künsten unseligen Re-



37







volutions- und Kriegsjahre wohnte er in Unterseen, im Schoße erhabener Schweizernatur wirkend. Wagner brachte oft Wochen und Monate bei ihm zu. Er erinnerte sich, wie König, der mit seiner Frau Maria neunzehn Kinder besaß, hier 15 bis 20 Mäuler einzig aus der Arbeit seines Pinsels nähren, 30 bis 40 Füße usw. beschuhen und bekleiden mußte. Hübsch war es, daß die artige Malerin Vigée Le Brun aus Paris für längere Zeit zu Besuch kam und dem Maler ihr Selbstporträt schenkte. An dem von machtvollem Aufsehen umrauschten Alpenhirtenfest bei Unterseen im Augustmonat 1805 belustigte sich Sigmund von Wager als Festantreiber, ließ, wie er Freund Heß amüsant vorzählte, silberne Medaillen darauf prägen, Tafellieder und Romanzen komponieren, Preisbecher schnitzen, Beiträge sammeln, französische Zeitungen davon rühmen, Hallers Alpen apart drucken. Als ein Augenzeuge der verherrlichten Älplerfeier aber stach König zum Schmuck des kleinen Schweizeralmanachs auf das Neujahr 1806 vier Ausschnitte aus dem Festleben.

„Ihr seht es", sagte der Erklärer der Kupfer in seiner netten kleinen Prosa, „abgebildet auf dem ersten Blatte, wie zwei Hirten auf dem Rasenhügel im weiten Kreise der Horcher das Alphorn anstimmen. Leider, daß ich euch nicht den Ton dazu geben kann, und die Empfindung aus dem Reiche der Alpen." „Wir finden auf dem nächsten Blatt zwei Paar schweizerischer Athleten mitten im Ringen begriffen ... Enger und näher schon hat sich, wie ihr auf dem Bilde seht, der Zirkel der neugierigen Schauer zusammengezogen um die ringende Gruppe. Freilich jene dort auf der Höhe zwischen den Gebüschen, verlieren durch ihre Entfernung viel; aber desto besser werden sie gesehen. Wie auf einem Parnaß läßt der Künstler sie droben sitzen; der Musen sind wenige; dafür aber fehlts an kunstrichternden Apollen nicht, die auch beurtheilen können, was sie nicht sehn."

Der Steinstoßer Muskelkraft und Stärke pries der dritte Stich, der letzte aber brachte die Belohnung: „..... Stutzer und Waidmesser von Ulrichs kunstvoller Hand wurden den besten Scharfschützen, – Schwingergürtel, Küher-Taschen und -Kappen von englischem Leder, fein brodirt, den Schwingern, – spanische Metis-Widder und Medaillen den Alphornbläsern, den Steinstoßern, – Medaillen und Geld fast allen Siegern, auch Lieder mit Musik den Sängern zum Theil. Auf bedecktem Tische vor dem Zelte sehn wir im Bilde die Preise der Sieger ausgebreitet; auch die spanischen Widder nach ihren künftigen Herrn herumschaun. Ein niedliches, junges Weib, von dem einen Lohn zu empfahn, es schon eines Kampfes werth ist, schlingt einem der Sieger mit zarter Hand das Band der Preismedaille um den Hals. Kühertasche und Küherkappe schmücken ihn schon. . . .“



David Heß ist der Name für einen reichen Lebensgarten, worin ein angesehener Dilettant aus dem achtzehnten ins neunzehnte Jahrhundert schritt. Seine reine Kunstfreude, seine gefüllte Spottader, die schwermütige Laune, die vergnügten und ernsten Plauderbriefe, die drei dauerhaften seiner Bücher werden unvergessen betrachtet. Heißen wir ihn den damaligen Kunstkritiker Zürichs! Zumal den feinen Liebhaber, Freund und emsigen Jünger der Dichtung und Kunst! Sein eigenes poetisches Talent geriet in farbenfreundlichen Blust; der Form in der bildenden Kunst wurde er nicht ganz Meister. Das technische Unvermögen wies ihn zur Karikatur.

Als er mit siebzehn Jahren nach seines Vaters Willen zum Schweizerregiment in holländische Kriegsdienste gekommen war, da beobachtete er die Welt, schaute um sich mit seinen Dichter-Maleraugen, spazierte durch die erreichbaren Wege der Musen, litt und war immer ein wenig unselig. Seine Lieblingskunst konnte nicht die Kriegskunst sein. Etwas verbittert als Offizier hatte er einmal in wenigen Tagen eine Folge von zwanzig Karikaturen auf die holländische Revolution hingeschleudert, die Regierungskomitees grimmig verspottend. Er belegte sie mit Bibelsprüchen und mit kurzem, scharfem französischem Text und überschrieb sie „Die Hollanda Regenerata". Seine Waffenkameraden wollten sich totlachen über der strotzenden Satire und drangen darauf, daß sie in Kupfer geätzt wurde vom englischen Stecher Humphries, der kunstgewandt die Zeichnungsmängel ausglich. Die holländische Regierung aber ließ ihr Verbot auf die Verbreitung des in London gedruckten Werkes fallen. Es pflückte seinen Erfolg dennoch! Alle Übel der französischen Invasion und Umgestaltung in Holland hatte der junge Menschenbeobachter mit Spott und Geist gesteinigt, die Figuren charakterschneidend aufgefaßt. Bissig! Höhnisch!

Ein Blatt daraus: Das Komitee für die notleidenden Bürger speist festgenagelt am überladenen Eßtisch und reicht höchstens einen leeren Knochen an die Darbenden nach dem Worte: „Charité bien ordonnée commence par soi-même“.



Bei Heinrich Freudweiler hatte David Heß Zeichenunterricht genossen, Chodowiecki bewunderte er warm. Der Künstlergesellschaft spendete er, wie Martin Usteri, Lieder, Scherze, Zeichnungen, drollige Einfälle. Zuweilen mußte er sich das Vergnügen machen, die Zürcher Spießer zu zwicken. Er erfand die Bildergeschichte „Der Scharringgelhof“. Visiten geben und empfangen, das war ein wichtiger Zeitvertreib der Zürcherwelt unter herrlichsten Kratzfüßen mit scharrender Sohle, links und rechts. Schön, lachte Heß,

hier habt ihr ſechs Regeln der guten Lebensart beim Abſchied-nehmen von der Stubentüre bis zum Haustor und auf der Gaſſe zu Nutz und Frommen junger Herren und Bürger, die ſich züch-tiglich gebärden wollen. In der dritten Poſition dieſer Darſtellung ſchmeicheln Wirt und Gaſt ſich gegenſeitig: „Ganz unterthänigſt très humble serviteur, Ihr ganz Ergebenſter, adieu de tout mon cœur“, und ſtoßen die Köpfe zuſammen, bis der davon-gehende Allerhöflichſte blindlings über den Eckſtein ſtürzen wird...



Leben und Schöpfung Salomon Geßners ist niemand Geheimnis. Unnütz, sie hier noch einmal nachzumalen. Laßt uns lieber, welch Entzücken, mit ihm in eine geruchreiche Laube von Rosen und Jasmin schlüpfen, in seine guten, weichen, süßen Träume uns verlieren, wenn seltene Lichter über das dichterische Blatt auf seinem Schoße spielen, glühende Blumenketten des Frühlings sich schlingen, Mädchen mit weißer Stirne und wallendem Busen sich nahen aus dem Hirtenromane des Daphnis... — Oh, der Hirte regnet Küsse auf die Wangen seiner schönen Schäferin! ... Der rosenfarbene Morgen fährt herauf, um das Geschick Abels zu beleuchten. Es begleiten Freud und Wonne jeden glänzenden Tag mit Daphnen, der die frohen Idyllen gewidmet sind; Schäferspiele bereiten reizendste Augenblicke; die Gesänge des ersten Schiffers rauschen. Geßner hatte sie für seine junge Frau Judith gedichtet. Ach, er war so innig glücklich mit seiner Gattin, so übersprudelnd selig mit seinen Kindern, voll Heiterkeit mit den Freunden. Als charmanter Jüngling aber! ja, hatte ihn heut ein blaues Aug verwundet, am andern Morgen vergaß er's bei einem braunen. „Er liebte alle Mädgen, die Witz hatten und noch ein bisgen mehr ..." Die Liebe war sanftes Entzücken. Alles wurde Sehnsucht und Wunder.

Die Natur tat sich neu auf, sobald die Muse seine Dichterseele erfüllte, im Dunkel des Hains, bei nächtlicher Stunde unter dem blinkenden Mond, an der einsam beschatteten Quelle. Er belauschte der Bäume Nymphen und den ziegenfüßigen Waldgott.

Vor ihm, nach ihm hat niemand so gedichtet, so radiert, so „Farb' und Anmut durch die Natur hingegossen". Seine Hirten sind dem goldenen Zeitalter nahe. Europaberühmter Geßner! Die lieblichsten Genüsse des Lebens hat er für seine Zeitgenossen ent-











deckt. Alle zärtlichen Gefühle ließ er in Helligkeit, in gefälliger Einfalt der Sitten, in Grazie auskosten.
Seine Bewunderer waren beseligt. So fein sah man nie die Bücherliebhaber beglückt werden, wie durch seine Schriften in der Zier seiner Radierungen und Vignetten. Welch ein Blättern! Da fanden erquickte Augen neben dem Saitenspiel der Worte Erfindungen der Radiernadel, wie diese saftrosigen Kinder, die unter dem Blätterdache tändeln, eines mit dem Tamburin, das

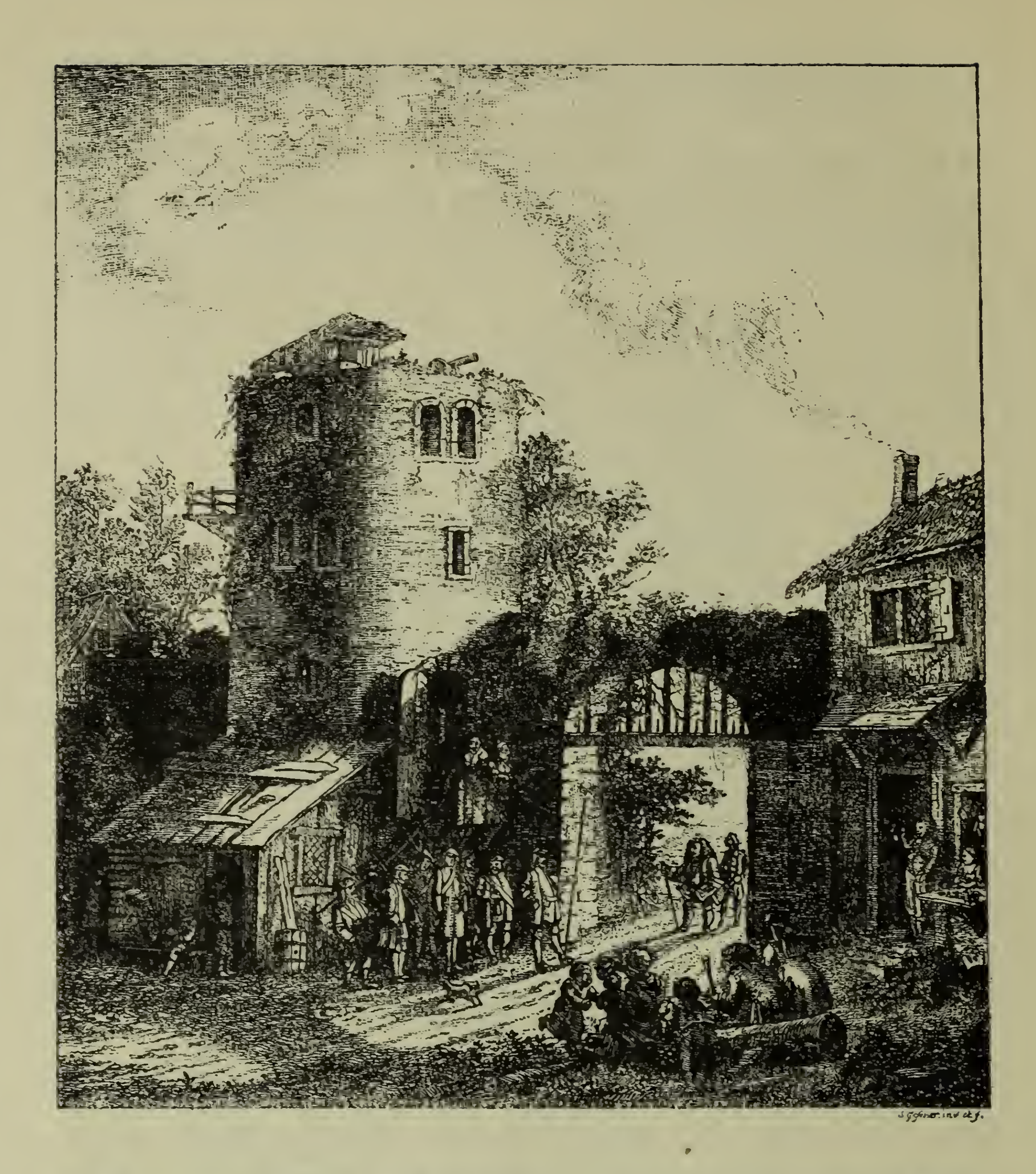


andere die Flöte blasend an die Urne gelehnt, einen Buben von Schilf gekränzt, mit dem silbernen Wasserstrahl schäkernd, ein Geplänkel zwischen Land- und Flußkindern, zitterzarte Hirten mit flockigen Schäfchen, Putten auf wilden Schwänen, einen Götterknaben, der mit drei Schmetterlingen „die Gegend im Gras" betrachtet.
Zierlich hing eine Titelvignette im Rahmen über dem Bühnenspiele „Erast". Eng aus der in Schönheit seufzenden Zeit geholt war das Stückchen: der Reisende, der sich nachher als Erasts Vater entpuppt, erscheint eben vor der Hütte des verstoßenen Sohnes und seiner Familie, um nach dem Wege zu fragen.
Das Kostümbild rechts aber, worüber wir lachen möchten, gehört sittsam in den Helvetischen Kalender vom Jahre 1780 neben

einem Beitrag zur Geschichte der weiblichen Sitten, Lebensart und Kleidertracht in Helvetien.
Den Reigen der zehn Landschaften von 1764 konnte Geßner nicht ohne einen Spaß abschließen. Er ließ einen satten Erb- und Gerichtsherrn in seine Residenz einziehen. Aber wie! Durch das



alte Tor stolziert der große Seigneur. Noch prächtiger wallt seine Perücke. Die wackeren Untergebenen, Mann und Frau und Kinder bücken sich, bewaffnete Schildbürger erweisen die Ehren. Der Rauch fegt höhnisch aus dem Kamin über dem Kramgaden. Die Kanone, vielleicht die einzige, feiert auf der überwachsenen Turmzinne. Alles eine lustig geschaute Komödie!
Der Humor sprenkelte ja schon über Geßners rundes Gesicht. Auf dem Bildnisstiche strahlen Stirne und Augen; der Mund,



die humorvolle Nase und die Wangen lachen voll und glücklich, herz=offen. Nicht umsonst wurde er der Dichter für jedes Herz genannt, der in dem von tausend Augen schon gelesenen Brief über die Landschaftsmalerei plötzlich ganz ernsthaft ausruft: „Noch einen wichtigen Rath muß ich dem Künstler andringen: Die Dichtkunst ist die wahre Schwester der Malerkunst!" So sah und zeichnete der Dichter und Maler auch Daphnen, wie sie durch



des Bordes Schatten herunter an den kühlen Bach kam, reinlich ihr blaues Gewand von den kleinen, weißen Füßen heraufzog und in die helle Flut trat, während nicht weit von ihr der Liebende an der heißen Mittagsonne aus dem Weidenbusch spähte.

Von solcher Vision glitt nur ein einziger zarter Schritt hinüber zu der Dichtung „Der Wunsch". Der romantisch behagliche Dichter ersehnte sich, daß er in einer sonnigen Gegend sein Leben ruhig wandeln könnte, im kleinen Landhaus, beim ländlichen

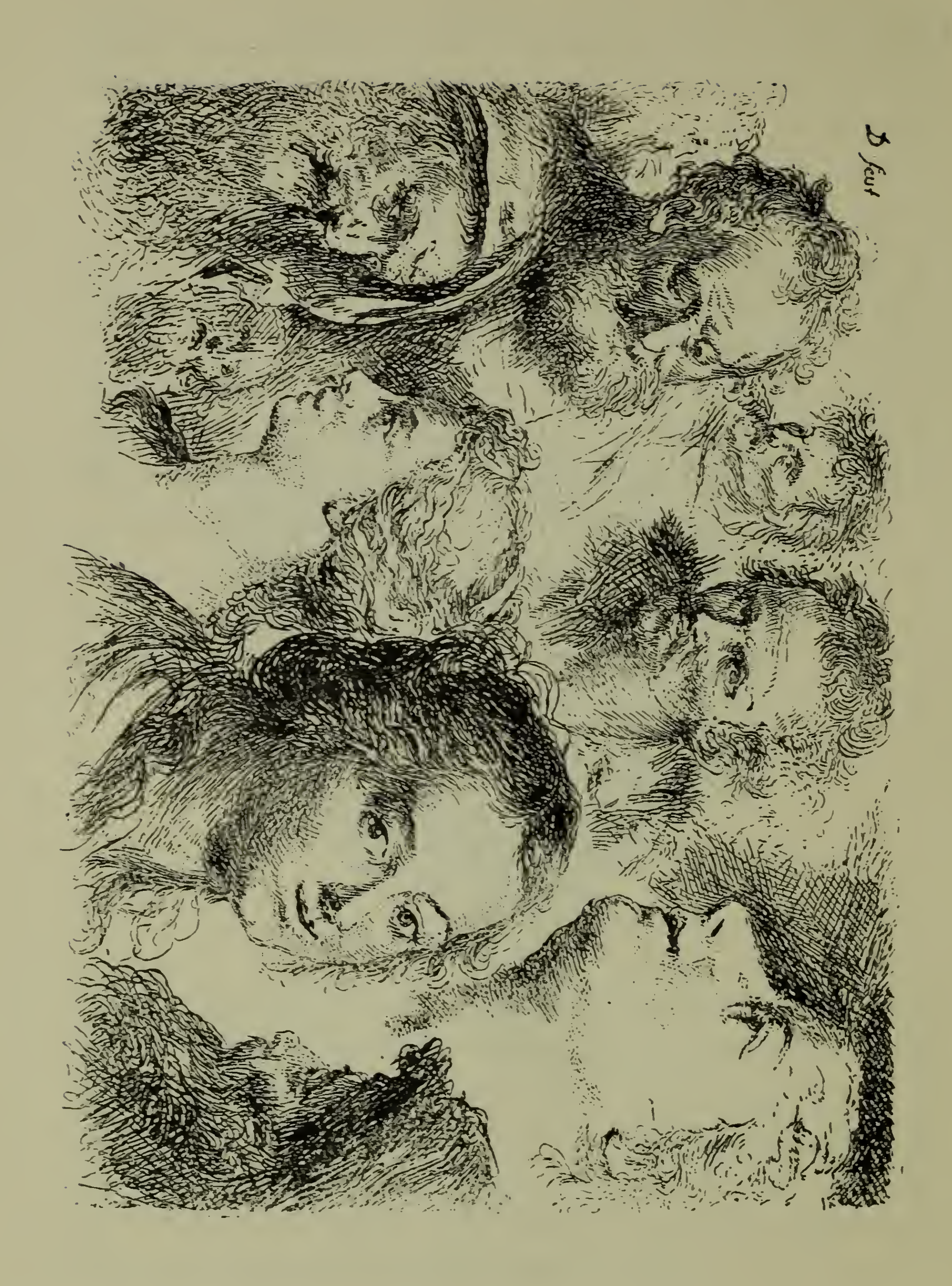


Garten, unbeneidet, unbemerkt; im grünen Schatten wölbender Nußbäume stünde dann sein Haus, vor dem friedlichen Eingang ein kleiner Platz eingezäunt, in dem ein kühler Brunnquell unter dem Traubengeländer rauschet . . . Die lauschige Vignette ist die Wirklichkeit dazu. Hier rede Geßner doch selber und wir hören ihm in eben dieser grünen Hütte von wilden Rosinen zu, wie er sein malerisches Prosastück uns vorliest:

Die Nelke

Ein Nelkenstock ist in Daphnens Garten, am Zaun. Im Garten gieng sie, trat zum Nelkenstock; eine Nelke, rothgestreift, blühte da frisch auf. Izt bog sie lächelnd die Blume zu ihrem schönen Gesicht, und freute sich des süßen Geruches; die Blume schmiegte sich an ihre Lippen. Warme Röthe stieg auf meine Wangen; denn ich dachte: Könnt', o könnt' ich so die süßen Lippen berühren! Weg gieng izt Daphne; da trat ich an den Zaun. Soll ich, soll ich die Nelke brechen, die ihre Lippen berührten? Mehr würd' ihr Geruch mich erquicken, als Thau die Blumen erquickt. Begierig langt' ich nach ihr: Nein, so sprach ich, sollt' ich die Nelke rauben, die sie liebt? Nein, an ihren Busen wird Daphne sie pflanzen, dann werden ihre süßen Gerüche zum schönen Gesicht aufdüften, wie ein süßer Geruch zum Olymp aufsteigt, wenn man der Göttin der Schönheit opfert.

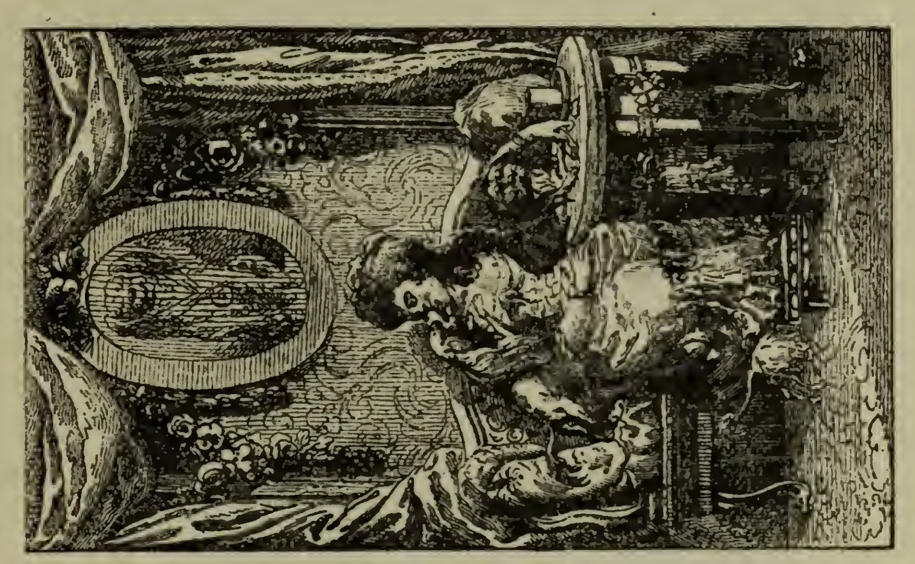
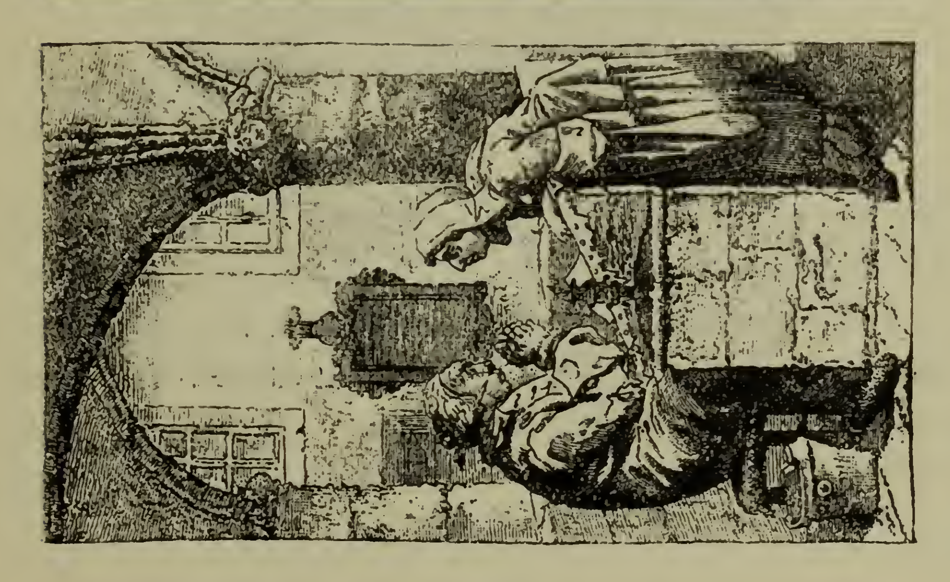




Damals durch ein Lederbändchen sachte zu fingern und einer Radierung von Balthasar Anton Dunker zu begegnen, mußte jeder schöngeistigen Seele wonnevoll prickelnde Erholung sein. Zierlich keckes und verschwenderisches Künstlerwesen erblickte man da, feinen gallischen Esprit. Sieben Jugendjahre hatte Dunker, der vom Dorfe Saal bei Stralsund herkam, in Paris studiert, vergnügt und fleißig im dortigen regsamen Künstlerzirkel um den berühmten Kupferstecher Joh. Georg Wille, als Schüler von Joseph Marie Vien und Noël Hallé. Bei Aliamet lernte er radieren. Er besaß helle, sonnige Augen; er brauchte sie, studierte herzhaft Natur und Kunstschätze. Kaum ein Jahr hatte er hernach beim Kunsthändler von Mechel schaffend in Basel geweilt, so trieb es ihn wiederum nach Paris. Eben war der große Freund Freudenberger von Paris nach Bern heimgekehrt. Dunker wollte ihn auf eine kurze Umschau besuchen, um hierauf im Frühling 1773 nach der schönen Weltstadt zurückzueilen. Aber in Bern verblieb er, ja, da wohnte er nun vom siebenundzwanzigsten Jahre an bis zum Tode. In Bern verheiratete er sich, erhielt er Bürgerrechte. Es wurden ihm fünfzehn Kinder geboren. In Bern war er glänzend am Werke, hier glitzerten ihm viele der ausgezeichnetsten Platten unter der Ätznadel hervor; hier zeichnete, malte, radierte er, so fein, so entzückend in lebhaftem Geist und lachender Anmut; selbst zum Dichter wurde er. Er war bekannt, berühmt, angesehen. Der frohe Berner Künstlerkreis verbreitete mitschwingende Anregung, band Freundschaft und Geselligkeit. In herrlichen Stadt- und Landhäusern hegten vornehme Kunstliebhaber von Geschmack ihre Bildersammlungen. Auf Dunkers Arbeitstisch legten sich Aufträge und Bestellungen aus der Nähe, so gut wie vom Auslande.

Daß er selbst sein Paris nie aus dem bunten Erinnerungsleben verloren, zeigte er mit 96 blitzenden Radierungen, wovon er

mehr als die Hälfte eigenhändig zu dem Werke „Tableau de Paris“ ätzte. In diesem eleganten und scharfsichtigen Buche sprach Louis-Sébastien Mercier mit geläufiger Zunge vom Wesen und Treiben der Pariser auf der Straße, in den vier Wänden, im Großen und Kleinen, in allen Ecken und bis in die Herzkammer hinein. Ein Augenblicksbild vom bekannten Alltag enthüllte zum Beispiel die Bude eines öffentlichen Schriftstellers an der Mauer „du Charnier des Innocens“. Der Händler wartete auf seinem Schreibstuhl, überlegte wirksame Satzgebilde, fror und verkaufte seine Tinte, sein Papier, das Siegelwachs, seinen Stil um fünf Sous. Gegen dieses Honorar beschwor ihn ein junges Fischweib, ihr einen zündenden Brief an den ungetreuen Liebhaber abzufassen. Sie malte ihm, aufrichtiger als in der Beichte, mit heißer Beredsamkeit der Hände ihre Liebesglut aus. Ei, wie konnte der siebzigjährige Briefmacher, der vor Frost in die Hände hauchte und täglich in strenger Nachbarschaft von Totengebeinen atmete, etwas anderes als ein dürres und kaltes Stück zustande kritzeln! – Bis in ein Boudoir hinein drang das boshafte Auge. Lächerliche Vorstellung: Eine Pariserin zeigte sich von ihren Bastardmöpsen umschmeichelt und hätschelte die Lieblinge mit unbegreiflicher Zärtlichkeit. Sie hatte einen ihrer Bologneser, den sie verloren und beweint, malen, einrahmen, über ihrem Sofaplatz aufhängen und umkränzen lassen. Schlug noch ein natürliches Menschenherz hinter dieser Schnürbrust? – Einen Antiquitätennarren überraschte man in seinem überfüllten Raritätenkabinett. Er saß auf einem antiken Altar und bewunderte liebkosend eine etruskische Vase und den übrigen wertvollen Kram seines Museums. In seiner Begeisterung für das Altertum glaubte er sogar Sandalen nach dem Muster jener, wie sie Diogenes getragen, anschnallen zu müssen. „Aber“, spöttelte der Zuschauer, „wäre er auch mit einer Tonne als Behausung zufrieden?“

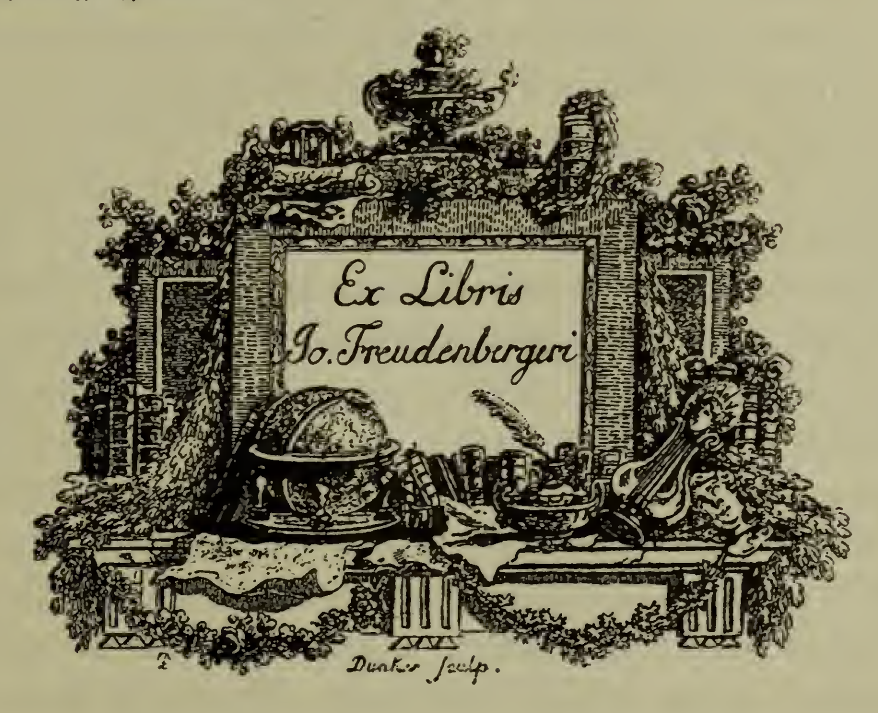




Die Leserinnen und Leser von ehedem belustigten sich auf dieser Geheimnis lösenden Wanderung durch Paris, ob sie die Stadt je gesehen hatten oder nicht, mit behaglicher Anteilnahme, betroffen vielleicht, schadenfroh höhnisch am Ende, in schalkhaftem



Schöpfergenuß wie Dunker selbst. Solchen Pulsschlag von Witz und Seele hatte Dunker schon in die Vignetten des „Heptaméron des nouvelles" der Marguerite von Valois oder von Navarra hineingehämmert und später in die Radierungen seiner eigenen satirisch ironischen Bilderfolgen. Unaufhörlich schien sprühende Erfindung und Entdeckung sich zu rühren, in natur=

warmen Landschaften, in Trachten- und Genrebildern, in Bildnissen und Silhouetten. Duftig und stark erdachte Exlibrisblätter entsprangen seiner Phantasie. Für Albrecht von Haller hatte er Raupe und Schmetterling in den Rahmen des Bücherzeichens gebracht, Wirklichkeit und Symbol von Girlanden umschmiegen lassen, ein graziöses Blumengeriesel seiner Kleinkunst. Zu Ehren Hallers war sein poetisches Talent lyrisch flüssig geworden, um eine der schönsten Elegien zu singen. Die „Alpen" trugen eine Titelradierung seines Stichels. Als Dichter aber setzte Dunker in die drei Bände seiner humoristischen eigenen Schriften bloß seine Profilvignette statt seines Autornamens. War er so bescheiden, so groß oder so witzig?
Die vorausgehenden neun ernsten Studienköpfe auf einer Kupferplatte, nur mit D. fecit bezeichnet, mögen ihrerseits eine Studiensache für den Beschauer bilden, indem sie ihm seelisch künstlerische Aufschlüsse spenden.





Der Landschafts-, Bildnis-, Tiermaler und Radierer Joh. Jak. Biedermann wäre beinahe ein Winterthurer Bäcker geworden. Er hatte aber mit seinem Vater Bäckermeister eine Verabredung geschmiedet dahin, daß er sich frei seinem Kinderglücke des Zeichnens hingeben dürfe bis zum fünfzehnten Lebensjahr, dannzumal unwiderruflich an den Backtrog stehen müsse. Bei Maler Schellenberg wurde dem Knaben Unterricht zuteil, alle Zimmerwände des Elternhauses waren schon mit seinen Zeichnungen behängt, da verlangte das Handwerk seinen Lehrjungen. Der Bedrängte entwich in einer Nacht von Winterthur nach Bern, suchte dort den Landschafter Rieter auf, fand Lehrer und Gönner in ihm. Den ersten Erwerb gewährten Porträtmalen und Lehrstunden in angesehenen Bernerhäusern. Der Vaterzorn söhnte sich aus darüber. Später zeigten sich erreichte Siege des ausdauernden Talentes, Fleißes, oftmaliger Kunstreisen in einer Fülle von Aquarell- und Ölbildern großen und kleinen Formates, in Konversationsstücken und Bildnissen, in lieblichen Landschaften mit Tieren auf kolorierten Blättern. Die rastlose Übung, die sichere Hand Biedermanns meisterten die Technik haarfein. Er blieb so genau nach der Wirklichkeit, daß man die Haare der von ihm gezeichneten Tiere zu zählen vermochte. Er liebte die

heitere Natur, die milde, wahre Landschaft, weil sie sich freundlich abmalen ließ, rein, zierlich, harmlos festlich. Er hatte selbst ein schmales freudiges Gesicht und Lachfalten bis zum hübschen Munde herunter.
Als Radierer machte er sich zur Zeit, da er von 1807 bis 1814 in Basel wohnte, dahinter, ein Werk von lithographierten Blättern mit Figuren aus dem Volksleben und mit Tieren herauszugeben. Er holte die Skizzen seiner Jünglingsjahre



hervor. Damals war die eine Hälfte seiner Berner Tage dem Geldverdienen zugemessen gewesen, die andere dem Studium, beides mit Willen vom Morgen bis zum Abend während. Hatte der Beutel ein Kleines angehäuft, so zog der Künstler damit und mit Mappe und Stift aufs Land hinaus. Auf grünen Weideplätzen mit schönen Viehherden hielt er an, um die Tiere in allen Stellungen beim Grasen und Ruhen nach der Natur zu zeichnen. Da mag er denn mit aufgewecktem Künstlerempfinden zugeschaut haben, wie ein von Pferden und Ochsen bespanntes Fuder mit Gras geladen wurde von kräftigen Bauern und einer jungen Mädchengestalt, und er hat es sogleich in der duftig, silberweichen



Kleinheit seiner Art abgebildet. Er konnte Landleute an einer Dorfstraßenecke beobachten, in Pluderhosen und Dreieckhut bedächtig und im Schwatzen beisammenstehend, ein aufmerksames Hündlein zur Seite. Dann guckte er dem Jägersmanne nach, ehe der Stämmige mit Flinte und Jagdtasche über dem Rücken, witternder Meute an der Leine gegen den Wald hinschritt. Er sah Bettler in Lappen, Mitgefühl heischend die Landstraße dahin ziehen, und sein Griffel fesselte sie auf ein Blatt, oder es reizte ihn ein lebendiges Genrebild, worauf er den Schaf- und Ziegenhirten, auf den Stab gestützt, mit einer Bernerin am Wege plaudern ließ neben den hingelagerten Tieren. Und schließlich wird mehr als einmal diese vierspännige, wichtige Postkutsche an ihm vorübergefahren sein, so daß er den Postillon auf dem Pferde mustern konnte, denn er selbst war mit seinem gelenkigen, wohlgebauten Körper der beste Reiter. Nichts entging seinem Auge, der flinken Pinselspitze. Er lernte, erlebte und schaffte genießend





auf Reisen nach Stuttgart, Augsburg, München und Dresden; er wohnte in Zürich, Winterthur und Basel, siedelte für dreizehn Jahre nach Konstanz über und zog zuletzt wieder nach Zürich. Mußte er auch während der Revolutionsjahre das Malzeug vorübergehend verleugnen und für die helvetische Regierung Sekretärdienste tun, so ließ er dennoch in allen seinen Gemälden und Stichen niemals den ewig hellen Sonnenschein missen. Seine besten Bilder glänzten in künstlerischer Artigkeit und poetischer Durchsichtigkeit.



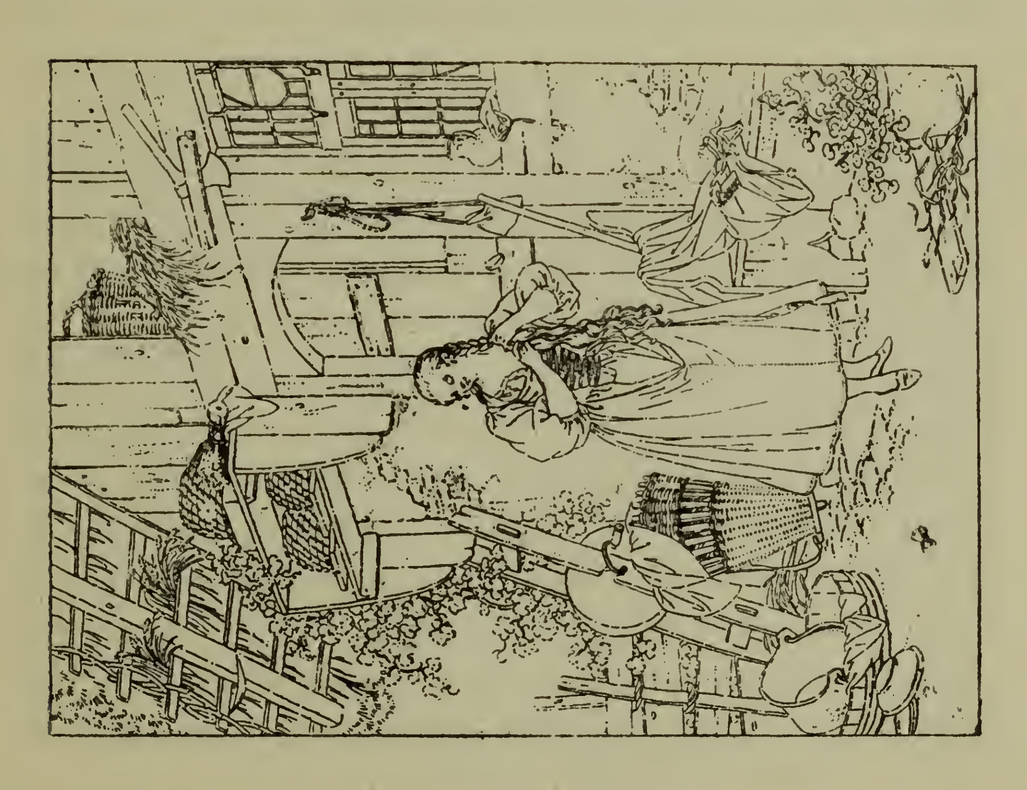
Sigmund Freudenbergers Künstlerschaft durchfeuerte einst das geistige Bernerleben. Jugend-Malerträume hatten sich ihm erfüllt, als er acht künstler-köstliche Jahre in Paris verbrachte. Der königliche Hofmaler Boucher, von den Götterkindern seiner Palette umgeben, streckte ihm die Freundeshand entgegen; Pariser Malerluft stählte ihn im Unterricht bei dem Historienmaler Natalis Hallé und in vereinter Arbeit und Aussprache mit den Porträtisten Aved und Roslin. Seine Geschmacksrichtung prägte die Bekanntschaft mit Greuze und seinen rührenden, schimmernden Bildern. Die Kupferstecher Wille und Schmutzer waren den Jüngern Freund und Lehrer. In Schmutzers Privatakademie zeichneten die Malergenossen herzhaft strebend nach lebendem Modell. Mit Wille führte Freudenberger malerische Streifereien vor die Tore von Paris aus. Liebliche und romantische Objekte wurden aufgesucht, alte Mühlen, rieselnde Brunnen, bäuerliche Hütten und Häuser mit Landvolk dabei, Ruinen und träumerisch versteckte Schönheiten der spendenden Landschaft. Es gab zierliche Gemälde in Kreide oder Tusch und einige mit leichten Lavisfarben überhaucht. Auf diesen poetischen und fleißigen Studiengängen ersann sich Freudenberger die Manier jener kolorierten Tuschzeichnungen, als deren Erfinder er nach Sigmund von Wagner gewissermaßen gelten konnte.

Vom Pariserleben weg wollte er einmal wieder in der Bernerheimat, wo er als Advokatensohn im Jahre 1745 geboren worden, zu kurzem Besuche erscheinen. Er kam an als Weltmann von schlanker Größe, blond, blaß, freundlich, ironisch, als gewandter Maler und munterer Künstler. Bildnisaufträge und Beifall flogen ihm zu. Er ließ sich nicht wieder nach Paris zurück locken. Nach seiner Pariser Gewohnheit aber spazierte er jetzt mit seinem Freunde Aberli auf allerlei sommerlichen Maler-Wanderungen in die Umgebungen von Bern. Volks- und Familienszenen des

Bauerndaseins festzuhalten, das nahm ihn nun gefangen. Wie muß es ihn gelüstet haben, ein kräftiges, hübsches Bauernmädchen mit einem Lächeln auf den Lippen in leicht französischer Pikanterie, naiv und elegant zugleich abzubilden! Seine Blätter in radierten Umrissen mit Lavisfarben ausgemalt und unter welschem Titel herausgegeben, entzückten die durch die Schweiz reisenden Fremden. Zuerst waren es die beiden Stiche „La balanceuse" und „Le bon père", und große Anerkennung hieß auch die weiteren, berühmten Darstellungen glücklich geschauter, einfacher Schweizersitten willkommen. Das Landmädchen bei der Toilette – hier im reinen Umrißstich – hegt solche bäuerliche Zierlichkeit. Mit koketter Unschuld flicht es den schönen Zopf über dem offenen Hals; die drei Schritte landschaftlicher Umwelt, jedes Gerät, sogar die Grasbüschel scheinen wohlgefällig von selbst sich dem Vergnügen der Verschönerung anzupassen. Dem Zufall wurde jedes Ding in raffinierter Natürlichkeit vorgeschrieben. Es formte sich ein augenschmeichlerisches, klug und bestechend ausgedachtes Bild. Verfeinerte Sinnlichkeit legte der Charmeur Freudenberger in die Mädchengestalt am Brunnen. Die frische Schöne ist aus dem Pantöffelchen geschlüpft und setzt den Fuß auf den Trog, um ländlicher Properheit angenehm zu genügen. Freilich, erst durch zarte Bemalung wurden Jungfer und Hantierung säuberlich rund, süß und schalkhaft zum Ergötzen.

Mit Rieter und Aberli hatte Freudenberger eine Art Akademie gegründet. An Winterabenden wurde da beim Lampenschein nach lebendem Modell in ländlicher Tracht skizziert. Alle Künstler Berns und auch die Künsteliebhaber taten mit. Freudenberger ordnete Stellung und Faltenwurf. Gegenseitig geprüft, gerühmt, bemängelt wurden die Studien dann in einer besonderen Abendgesellschaft und Plauderstunde. Freudenberger war Mark und Seele des Zirkels. Nach seiner Ansicht gehörte zum Künstler



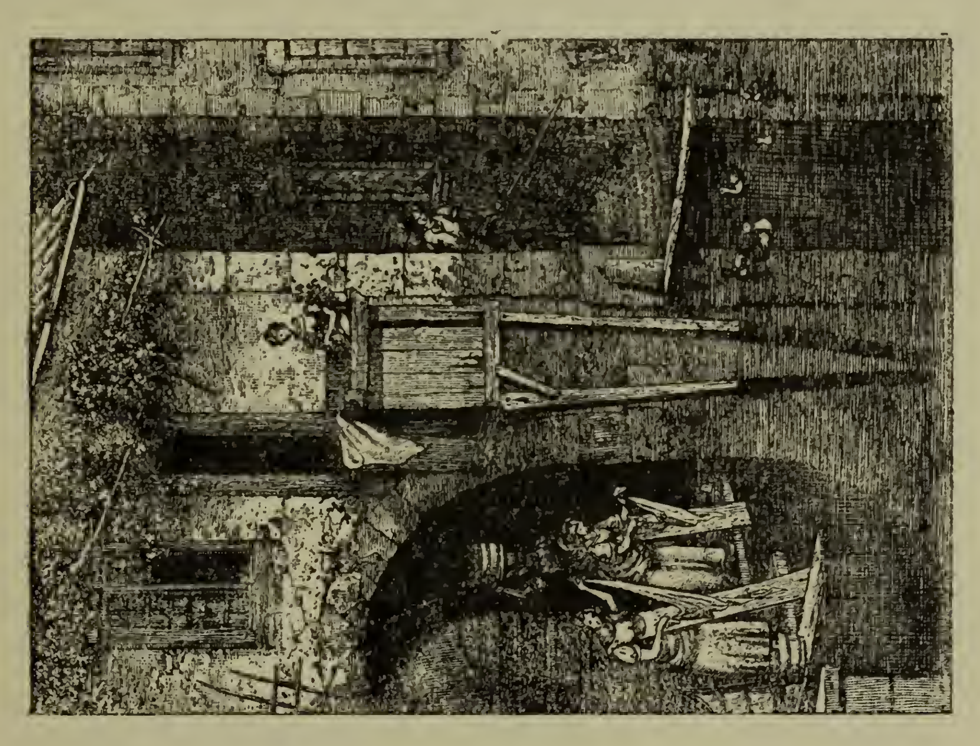


wissenschaftliche Bildung. Ihm fehlte sie nicht. Er besaß eine geschmackvolle Bücherei. Beim Malen ließ er sich oftmals Gutes, Neues, Poetisches vorlesen. Es fiel seiner Begabung nicht schwer, hundert Zeichnungen zu dem in Bern herausgekommenen „Heptaméron français“ zu entwerfen, so einfühlungssicher, charmant und brillant, daß Sigmund von Wagner unumwunden aussprach, man dürfe diese Arbeiten, die von bekannten Franzosen in Kupfer gestochen wurden, ohne Übertreibung mit den besten von Chodowiecki vergleichen.

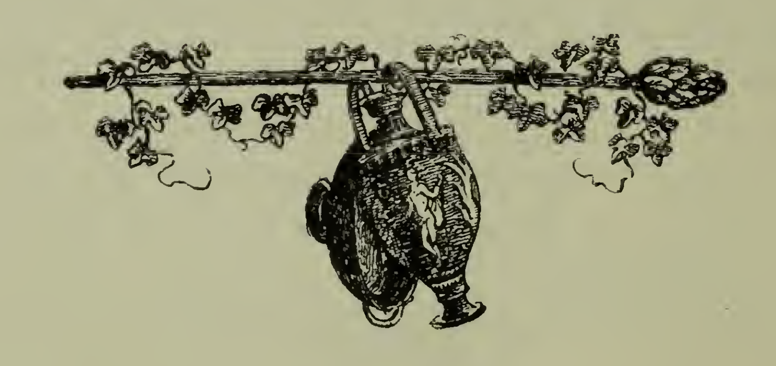
Ein kleines, idyllisches Küpferchen aber zeigt, wie es ihm einfallen konnte, einen Wäscheplatz zeichnend zu idealisieren, wo im Rundschatten eines alten Torbogens schlanke Wäscherinnen rührig waren, eine Demoiselle anmutig auf dem Holzbalkon saß, die Enten ungestört umherschwammen und ein junger Mann mit der Wasserkippe zum Flüßlein niederstieg, so daß der Beschauer irgendeine Neckerei entstehen zu sehen glaubte . . .

* * *

Unter Einfluß und Erbe Freudenbergers haben Lory Vater und seine ganze Schule die Technik des bemalten Stiches in ihren Schweizeransichten weiter gepflegt. Wie man weiß und wie David Heß im Kunstgespräch einfließen ließ, hatten diese Meister „ein eigenes, das Schweizer-Genre in Aquarell aufgebracht – klare Seen, in deren glatten Flächen sich Alpen und Schneegebirge, nähere Dörfer und Städte, Weiden und Wälder lieblich abspiegelten. Stille, freundliche Morgen- und Abendbilder von ungemischtem Kolorit . . . eine eigene verdienstvolle Gattung für alle Freunde heiterer Natur – und dann auch noch, zum Vorteil der Kunsthandlungen, für alle fremden, vornehmen Herrschaften, welche die Schweiz in gemächlichen, schön lackierten Wagen, auf den Heerstraßen bereisten . .“



Jahrelang aber hat Lory Vater als Illustrator den „Alpenrosen" nette, zarte, erzählende Küpferchen beschert. Zu einer Umschlagzier, jenem früher gezeigten blitzhübschen Ziegenhirtenknaben mit der Flöte, gab er die Zeichnung, die vom hochbegabten Lipsschüler, dem Zürcher Martin Eßlinger gestochen wurde. Ein weiches Stimmungsküpferchen Lorys begleitete im Jahrgang 1813 eine traurig-schöne Geschichte von G. J. Kuhn: Es stürmte ein Bauernjüngling in ferne Kriegsdienste, weil seine Liebste dem reicheren Freier angehören mußte. Als blinder Musikant schleppte sich der Verlassene, Herumgetriebene ins Heimatland zurück. Einmal fiedelte er vor der Rebenlaube eines hablichen Bernerbauernhauses das alte Lied seiner Jugendzeit wehmütig herunter. Die zuhorchende Bäurinwitwe war, o Wunder, die ehemalige Geliebte. Und beide wurden alsogleich ein spätes, seliges Paar, auf dreißig Jahre hinaus und noch länger. Geschichtlein und Küpferlein hießen denn auch: „Der blinde Geiger" oder „Alte Liebe rostet nicht"!



Sollte nicht Joh. Rud. Schellenberg, der Winterthurer, uns der liebste, weil feinfröhlichste, bewegliche und erfrischende Graphiker seiner Tage geblieben sein? Immer war etwas Zartlustiges, Tiefsinniges, Graziöses und Tapferes dabei, wenn er seinen Stift reden und meisterlich gleiten ließ. Sein herzlich-geniales Selbstbildnis kann alles verraten. Er wußte dazu erfahrungsgetreu über seine Ätzkunst zu belehren, er hatte sie ausprobiert, ver-



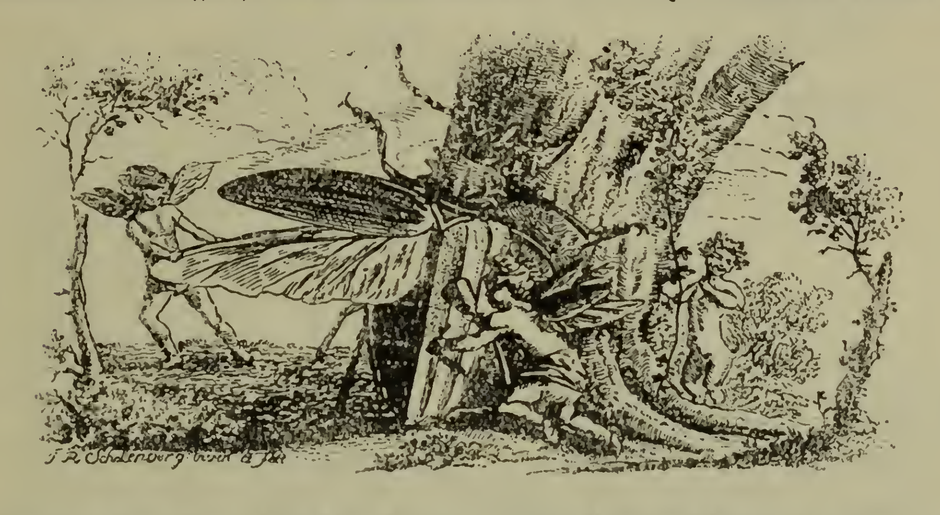
Schellenbergius
Observator Naturæ

sucht, geübt. Übrigens vergaß er nicht, daß „die Sache, um die Wahrheit, Reinheit und Lieblichkeit eines Chodowiecki-Kupfers zu erreichen, im Genie und nicht in den Nadeln stecke". Er war Künstler von Haus und Natur aus, Sohn und Großsohn eines Malers; der Vater – der interessante Landschafter; der Großvater – der markige Maler Huber. Unter der Wirkung und Pracht der großväterlichen, in Deutschland und Italien zusammengebrachten Sammlung von Gemälden, Zeichnungen, Gipsabgüssen atmeten des Knaben erste Lebensjahre. Er war im Jahre 1740 in Basel geboren. Belachte der Großvater seine mit Figuren keck überfüllten Schulhefte, so prophezeite er zugleich den Meister im

Jungen. An den nachgelassenen Handrissen des Großvaters übte sich der Knabe hingebend. Nach dem Ende der Schulplage zeichnete und lernte er unter den Anregungen des Vaters, der 1748 nach Winterthur gezogen war und eine Malschule auftat, worin Anton Graff von 1753 bis 1756 seinen Unterricht erhielt. Hatte der junge Schellenberg fortwährend und genug nach der Natur studiert, gezeichnet, gemalt, porträtiert, seine Skizzenmappen gefüllt, so war es begreiflich, daß er nun auf die Wanderschaft sollte. Vorher vergnügte er sich in Jugendwaghalsigkeit auf einer Schaukel, fiel und stürzte auf seinen lachenden, runden Knabenpuderkopf. Lange Monate lag er ohne Bewußtsein. Schließlich erholte er sich; sein erstes Zugreifen galt einem Zeichenstift. Hernach konnte er sich zur Weiterentwicklung nach Basel begeben. Er malte, was es da zu schauen, zu erfassen gab. Er malte Bildnisse und Idyllen, Damen und Herren in zauberischen Gefilden und Gärten, elegante Frauen in Reifröcken, geziert und selig zusammen mit gepuderten jungen Herren in seidengestickten Westen. Daneben gab er sich in seiner besseren und saftigeren Manier kräftigen Studien des Bauernvolkes aus der dortigen Landschaft hin. Hatte er ein solches Bild fertig, so kauften es am liebsten fremde Reisende. Einmal fuhr ein Engländer über Basel, der entdeckte Schellenberg für sich und wünschte ihn als Zeichner mit sich nach Italien zu nehmen. In Rombegeisterung schlug Schellenberg ein. Am Abend vor der Abfahrt aber zwang ihn plötzlich eine Krankheit nieder. Er mußte zurückbleiben. Rom konnte niemals den Künstler mit seiner Macht und Glut beschenken.

Im Städtlein Winterthur verblieb er künstlerisch einsam. Vertrauen, Stärke, Erfindung aus sich selber steigerten ihn nun zum Schöpfer. Es erwuchsen ihm Gemälde und Zeichnungen in tätiger Lust an farbig gedämpften Nachtstücken, an ländlichen Szenen, am drolligen Charme spielender Kinder. Häufig gelangte das

vollendete Werk ins Ausland. Dann ergriff ihn ein Neues. Er ergab sich der Modeliebhaberei für Naturgeschichte. Beim gelehrten Kanonikus Joh. Geßner in Zürich verweilte er etliche Monate, um naturhistorische Zeichnungen zu schaffen. Wesen, Form und Farbe und die vielen kleinen Reize der Insekten interessierten ihn künstlerisch. Eine Storchenlaus war ihm wichtiger als ein Ratsherr. Er begann eine Sammlung entomologischer Zeichnungen in Wasserfarben auszumalen. Zu J. H. Sulzers Werken



„Kennzeichen der Insekten" und „Abgekürzte Geschichte der Insekten" stach er die Kupfertafeln. Als Vignetten streute er entzückende Schalkheiten in das Buch. Man soll nur zusehen, wie z. B. die Putten einen geflügelten Käfer bearbeiten. Der Künstler heimste seinen ersten großen Erfolg ein. Er war vergnügt, glücklich, jung. Dann scherzte er, er gehe den Weg alles Fleisches und verheiratete sich. Um den Erwerb für seine Familie zu verdienen, fanden sich Aufträge von Buchhändlern, die zu ihren Verlagswerken immer wieder Illustrationskupfer brauchten. Unter tausend verschiedenen Dingen verzierte er Füßlis „Geschichte der besten Künstler in der Schweiz" mit Porträtvignetten. Für Lavaters Erbauungsschriften und für sein physiognomisches Kunstkabinett ätzte er manches aus allen Himmeln und Menschen=

und Tierwelten geholte Blatt. Die Fabeln von Hagedorn, Gleim und Lichtwer, mit seinen klugen Kupfern geschmückt, wurden Daniel Chodowiecki in Berlin gewidmet. Er warf sich mit Freiheit und Feuer in eine Unzahl anmutiger und ernster Aufgaben. Er illustrierte botanische und geschichtliche Bände, schuf viele Neujahrskupfer und Exlibris und allerlei schlanke, feine Kleinkunst. Ja, man vernimmt, daß er auch Zimmer ausgemalt, Entwürfe



zu Stoffen und Modetrachten erfunden, Dosen mit Miniaturen verziert habe. Reizend wußte er in einem Büchlein die Schweizertrachten des Zürichgebiets aufmarschieren zu lassen. Allein schon das Titelbild, worauf die Habits um die Schrifttafel hingen, ein Pudelchen neben niedlichen Frauenschuhen obenauf auf einem Gewandstück saß, war graziöses, scherzendes Griffelspiel. Zu des Philantropen Basedows „Elementarwerk" besorgte er, von Chodowiecki zur Mitarbeit aufgerufen, die Platten für zweiundfünfzig Blätter. Chodowiecki wechselte ratschlagend und freundschaftlich Briefe mit ihm. Beide Künstler tauschten die Abzüge ihrer Werke



Besuch Habit.

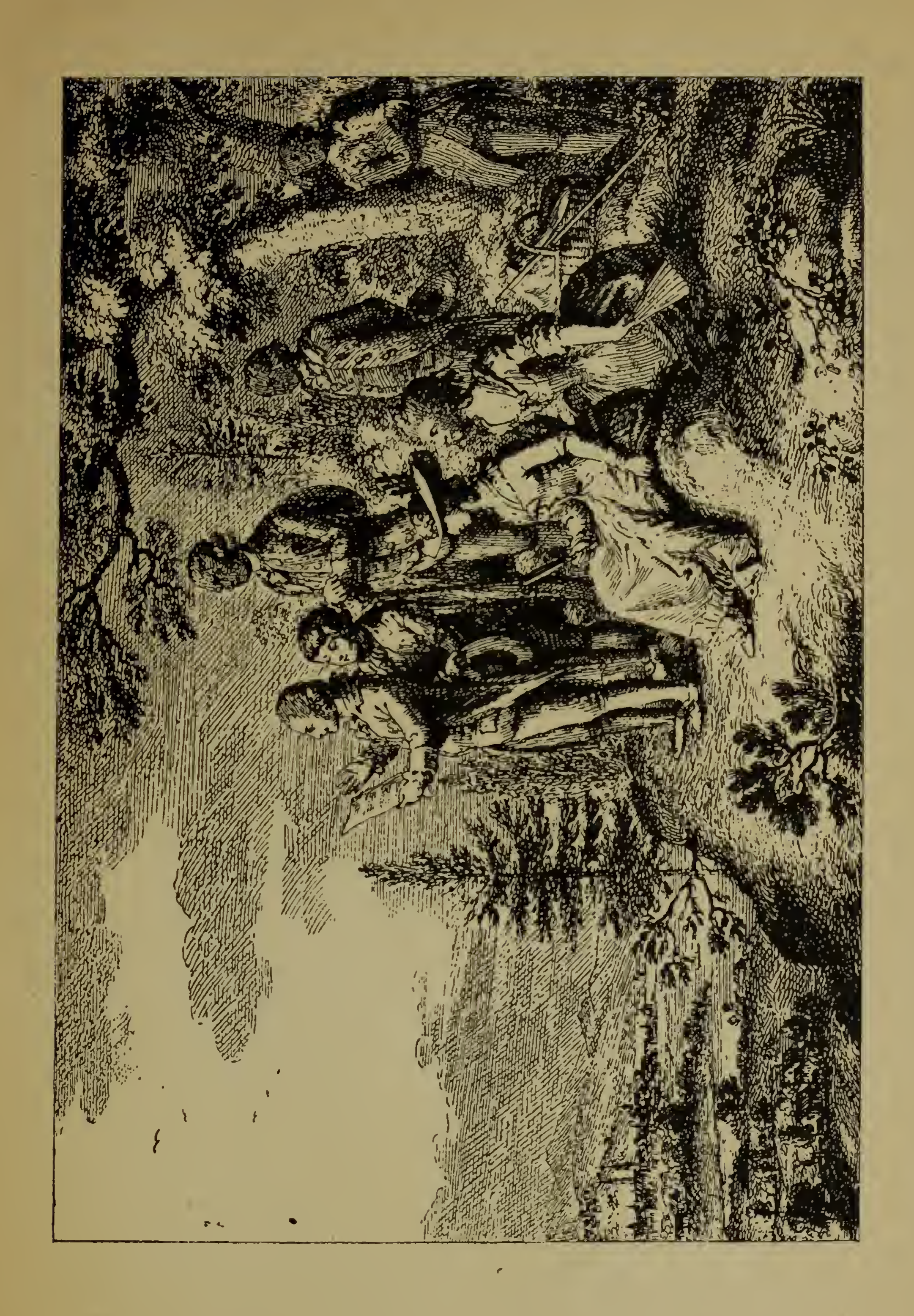




Ländlicher Som̃erhabit

aus. Das liebreizende Familienstück, das Küpferchen, worauf die Mutter weise und zärtlich ihre Töchter unterrichtet, das heitere Bild einer singenden Wandergesellschaft auf dem Utliberg bei Zürich, das ist Chodowieckis Geistes. Chodowiecki und Schellen-







berg mußten sich als Freunde empfinden. Eines Tages schrieb Schellenberg diese vier Verse:

Chodowiecki

Wie herrlich doch der Vogel singt,
Daß es durch Nerv und Adern dringt,
Italien hat er nie gesehn,
Und doch ist seine Kunst so schön.

Er selbst geriet auf einem Kunstreislein nur bis auf den Gotthard. Als er nämlich die „Briefe aus der Schweiz" von Andreae illustrieren sollte, nahm er am Gotthard Naturstudien auf. So erhielt der zweiundzwanzigste Reisebrief ein Zierbildchen der Teufelsbrücke vorgesetzt. Aus dieser kleinen, leidenschaftlichen Landschaft, wo die stürmende, türmende Wolken- und Felsenmacht so eigen ringend auf die knappe Platte gezwungen ist, mochte man herausfühlen, was Schellenberg mit kühner Abwechslung der Schraffurstriche herausbringen konnte. Andere Stiche machten sich oft über

die Lächerlichkeiten der Gesellschaft in Satiren und Karikaturen her. Übermütig und ernsthaft war Schellenberg. Er sandte eine Serie von acht Blättern aus und nannte sie „Pour Raillerie“. Wie Amoretten am Rosenhag alles Menschengezappel ans Gängelband kriegen, deckte er zum Beispiel schelmisch auf (S. 72). Der Weg weist hinüber zum dichtenden Schellenberg, der sich in gereimten Betrachtungen erging über Hartes und Frohes seines Lebens. Letzte Begegnung mit dem Tode malte seine Dichterphantasie sich aus:

Tod und Maler

Tod.

Weg die Farben weiß und rot,
Fort mit Pinsel und Palette,
Denn es steht vor dir der Tod,
Daß er in die Gruft dich bette!
Rüste dich zur letzten Ruh'
Und mach' deine Werkstatt zu!

Maler.

Nicht so barsch und nicht so trocken,
Meister Tod, nur sacht herein!
Ob dem Rufe nicht erschrocken,
Tret' ich still in deine Reih'n;
Folg' dir heut noch ohne Trutzen –
Und du kannst die Pinsel putzen.

Ein Totentanz in vierundzwanzig Blättern sprang ihm in den Grabstichel aus tändelndem und tiefem Sinnieren: „Freund Heins Erscheinungen". Der „Teutsche Merkur" hatte nicht versäumt, im Märzmonat 1785 die Botschaft darüber ans Publikum zu übernehmen. Was erfuhr man? Vor dem beschaulustigten Leserkreis wurde der Vorhang hochgezogen, die grausam bunte Szene erschien, Verse von Musäus klangen, zu einer erfröstelnden Kurzweil für Aug' und Ohr.

Auf dem ersten Blatt wandelten Damon und Phillis allein im Schatten des Eichbaumes durch die Laube, die Liebe und Nacht

um sie gewoben hatten. Allein, kein sanftes Gefühl wohnt in der hageren Brust des Todes. Beide bedeckte sein fallendes Netz ...

Noch eine galante Sache: Ein schönes Fräulein putzte sich mit Pinsel und Dose vor dem Toilettespiegel und erwartete den jungen Lord, der sie am Ballabend zuvor besiegt hatte. Es trat, gekleidet wie der Lord, das Gerippe herein und holte sich die ertanzte Braut zum Bunde ...

So schlich der Tod auf Abenteuer: Während ein Wucherer in der Geldtruhe wühlte, klappte der Tod den Kasten zu, schaukelte sich auf dem Deckel und preßte die karge Seele aus dem Leibe. „Gehab dich wohl im Silbersarge!" triumphierte Musäus spöttisch.

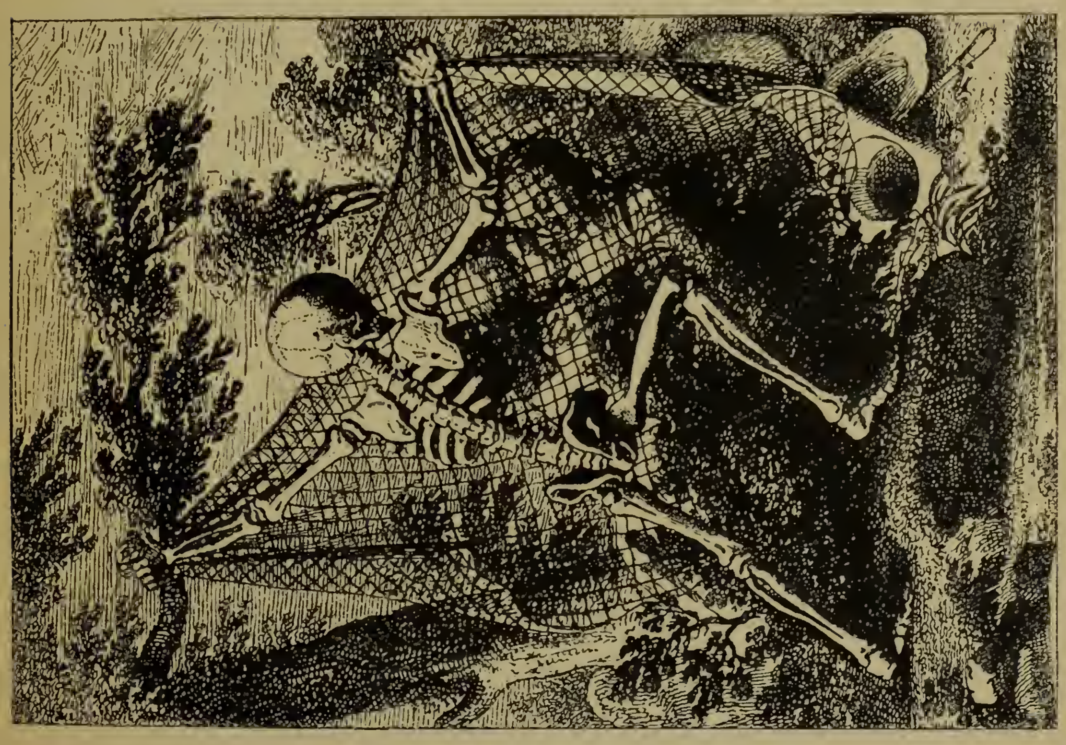
Und weiter überfiel der Tod die Beute: Die Hausfrau eines Ratsherrn wies dem Manne reiche Küchenspende, wofür er ungerechte Klage zum Vorteil drehen sollte. Im selben Augenblicke schritt der Tod hinzu und verwandelte den Leckerbissen zum Leichenschmause.

Wo wäre Sicherheit vor seinem kalten Finger? Es steuerte ein Luftgigant den Wunderballon durch die Wogen des Äthers, Freund Hein stellte als blinder Passagier sich ein. Ein schneller Brand verzehrte die schwimmende Seifenblase, der Pilot schnellte kopfüber ins Leere. „Versteig dich nicht zu hoch in eine fremde Sphäre!" warnte Musäus.

Jedoch ans Kirchweihfest kam ein welscher Gaukler hergeritten, schwenkte sich auf dem Seile, schlank wie eine Fichte. Der Tod war bereit, haschte nach dem leichten Fuß des Tänzers und zerrte ihn von der Leine.

Am Ende aber wird Freund Hein auch Künstler und Dichter in seine starre Umarmung reißen. Des Radierers Nadel bricht, des Dichters Wort verstummt. Sie fügen sich:

Es sey, wir müssen uns ergeben,
Nimm, Würger, nimm den Mottenraub für dich;
Nur unser Kunstprodukt lass' leben,
Und fahre mit uns säuberlich!!



Die endgültige, vom Verlag getroffene Auswahl der Kupfer wurde durch reproduktionstechnische Rücksichten mitbestimmt. Sie umfaßt die damalige Blütezeit des künstlerischen Buchgewerbes in der Schweiz. Die Titelfassung ist also nicht streng zeitlich zu verstehen; sie soll nur dem großen Meister Chodowiecki den Vortritt lassen und andeuten, daß die hier vertretenen Schweizerkünstler gleich ihm aus dem achtzehnten Jahrhundert herkommen und eine längere oder kürzere Wegstrecke neben ihm hergegangen sind. Auch konnte die Wahl nicht auf die Buchkunst im engsten Sinn, auf die Buchillustration, begrenzt bleiben, sondern mußte auf Blätterfolgen greifen, um der Kunst der stärksten Begabungen gerecht zu werden. Die Originale sind im Besitz des Kupferstichkabinetts der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich, mit Ausnahme der auf den Seiten 7, 8, 28, 31, 32, 38, 40, 42, 43, 45–47, 52, 56, 57, 71, 76 und 79–81 wiedergegebenen, die uns teils aus der Sammlung des Zürcher Kunsthauses, teils aus Privatbesitz zur Verfügung gestellt wurden. Allen, die uns bei der Herausgabe beraten oder unterstützt haben, sagen wir Dank.

Der Rhein-Verlag.



